

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Wie ich lernte

Birt, Theodor

Leipzig, 1929

Das Wachsen

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6727

Das Wachsen

Im Zweispänner über Land

Ein schöner himmelblauer Nebel liegt über all jenen Erinnerungen und macht sie mir zum Traum; er liegt aber auch noch über den geheimnisvollen Zeiten, da der Verstand erwacht und man nach Zielen zu fragen, zweckmäßig zu leben anfängt. Kein moderner Psychologe und Phrenologe dringt in das wonnige Mysterium des Seelenwachsens ein, und wäre ein solcher damals neben mir hergegangen und hätte von Tag zu Tag mir mein Hirn zerlegt oder durchleuchtet, um mir zu sagen, was in mir vorgeht, ich hätte ihn wie den Teufel gehaßt; denn nur im Ahnungslosen entfalten sich und schwellen die Kräfte des Gesunden, und das Werden ist für alles, was wird, und für jeden, der wird, das wundervolle Geheimnis und will es bleiben. So wäre auch der Versuch Unsinn, mein bescheidenes Selbst hier analytisch zu betrachten, sondern ich fahre fort, schlechtweg zu erzählen wie bisher.

Von den Geschäftssorgen meines Vaters ahnte ich damals nichts, der ständigen Besorgnis, den Haushalt nicht länger halten zu können. Es war tatsächlich so, wie man sagt: „Der Kaufmann verdient scheffelweise, der Makler löffelweise.“ Aber des Vaters leichtblütiger Optimismus, der sich als Gottvertrauen gab, erleichterte es ihm immer noch, ein heiteres Gesicht zu zeigen. Man soll auf das, was schwer, nicht noch Blei laden, daß es noch schwerer wird. Ein einziger Glücksfall war es, was ihm das Jahr 1859 brachte, als Napoleon III. mit dem Königreich Sardinien den Krieg gegen Österreich

führte. Damals hat der Hamburger Kaufmann Rée dem französischen Kaiser für seine Truppen den nötigen Hafer und Weizen nach Genua geliefert, und mein Vater durfte den Handel vermitteln. So spürte ich denn von Einschränkung noch nichts, und das betraf auch das Reisen.

Das Reisen war damals noch nicht so bequem und so selbstverständlich wie heute. Als kleiner Bub wurde man gefragt: „Willst du einmal Bremen sehen?“ und dann hochgehoben, als ob es hinter dem nächsten Zaune läge; d. h. Bremen schien unerreichbar; das böse Königreich Hannover lag trennend dazwischen, und die Bahnverbindung fehlte. Aber es gab andere Ziele.

Fünfmal bin ich mit Mutter und Geschwistern zur Badekur auf der Märcheninsel Helgoland gewesen, die damals noch englisch war, so auch dreijährig im Jahre 1855, als der Krimkrieg noch andauerte. Ich war damals noch kein Politiker und merkte nichts davon, daß da diese kleine Insel zur Station für englische Truppen wurde; eine deutsch-englische Legion von Söldnern wurde da von England gegen Rußland angeworben. Aber ich lernte schon früh den Reim: „Weiß ist der Sand, grün ist der Strand, rot ist die Kant“; das sind die drei Farben von Helgoland.“ Viele Wochen lang pflegten wir da zu baden, und daher stammt meine Liebe zur See, die wie eine ewige Sehnsucht ist, die Freude an Bootfahrt und Segelfahrt und schäumendem Wogengang, der das Schiff hochwirft und senkt. Keine Spur von Seekrankheit. Dazu das Schwimmen und Tauchen, der Fischfang, das Staunen über die stumme und so fremdartig wunderreiche Fauna des Meeres.

So entstand aber auch die intime Freundschaft, die meine Eltern, in erster Linie meine Mutter mit dem berühmten Badearzt Helgolands, Dr. Heinrich von Aschen, verband, der fast alljährlich (denn er blieb im Winter nicht auf der Insel) auf Durchreisen bei uns einkehrte, Geheimer Hofrat und „Ehrenleibarzt Ihrer Majestät der Königin Viktoria von England“, auf alle Fälle ein seltener Mann, Kavalier und Idealist

zugleich, weltkundig, unverwüstlich heiter und Meister der Konversation, der in die stark merkantile Luft unseres Hauses eine ganz andere, meeresfrische Atmosphäre und zugleich die Atmosphäre des Gelehrten trug, die ich gierig einatmete. Ein Mann der Wissenschaft und doch kein Philister, welches Wunder!, und er kannte Fürsten und so viele Gelehrte persönlich, aber auch Dichter wie Gutzkow, Dingelstedt und Hoffmann von Fallersleben, der ja auch das „Deutschland über alles“ auf Helgoland gedichtet hat.

Genug hiervon; denn es ist Sonntag und der Wagen fährt vor. „Evelina!“ schreit mein Vater. „Sind alle fertig?“ Wahrhaftig! Die Mama kommt schon, um einzusteigen, hinterher die Schwestern in Sommerstoffen, weiß gestickt oder auch bunt. Ich stehe schon längst bei den Gäulen in meiner leichten Jacke und dem hellen Strohhut mit breitem schwarzen Band. Es ist 10 Uhr, und wir wollen spazieren fahren, eine Tages-tour. Das kam im Sommer oft vor; mein Vater schwärmte dafür, Bruder Ernst machte nie mit; aber gleichwohl wird der Wagen voll: drinnen die Eltern und die Schwestern; vorne John auf dem Kutscherbock; er erklettert ihn energisch trotz seiner Lähmung, indem er sich hochzieht; denn er hat gute Armkräfte. Endlich ich und Alexander hinten auf dem Dienersitz; das war das schönste, denn da waren wir unbeobachtet und konnten doch immer in den Wagen hineinsprechen.

Und nun ging es los im Trott, oft nur auf dem Hamburger Staatsgebiet nach Eppendorf, Poppenbüttel, Wohldorf usw. Zahlreiche Schlagbäume wurden passiert, Chausseegeld gezahlt; das gab netten Aufenthalt und Gespräche mit dem Aufseher nebst Familie, wie sie mein Vater liebte.¹

Nichts herrlicher als das nahe Harvestehude am weiten Alsterbecken, mit den reichen Villen und den Gärten, die wie berauscht dalagen in exotischer Blütenpracht; dazu die uralten Eichen hart am Wasser, die schon einst Hagedorn, der liebe Hamburger Poet, besang. Die Eichen lieben die

¹ Im Jahre 1865 wurden die Schlagbäume beseitigt.

Nähe des Wassers, und ihr Wurzelwerk treibt so ein ausgedehntes unterirdisches Leben, um ewige Verjüngung hochzutreiben in die alten Laubkronen, deren knorrige Äste sich dehnen, als tasteten sie nach Licht oder wollten den Frühlingswind greifen, der lieblich über das Wasser fährt.

Welch Glück, daß es zu jenen Zeiten noch keine Automobile gab! Man kannte noch die Freude nicht an der Hast und Eile, die doch nichts als Flüchtigkeit ist Leibes und der Seele. Damals war die Landpartie viel mehr Rast als Hast, ein Rasten des Auges und der Seele, ein wohliges Andante andächtigen Genießens, freilich nur so lange, als einem die Beine nicht steif wurden vom Sitzen. Dann wurde es Zeit, zum Rührei und Schinken irgendwo einzukehren.

Aber auch weiter hinaus über die hamburgische Grenze nach Flottbeck an der Unterelbe gingen die Fahrten oder über Bergedorf nach Friedrichsruh oder über die Norder- und Süderelbe hinweg nach Rönneburg bei Harburg, wo die schönsten Waldwege sind zum Wandeln wie zum Rennen und Laufen und es in der Wirtschaft Hörnermusik gab und *bal champêtre*. Zweimal mußten wir da jedesmal mit unserem Wagen auf der Hinfahrt per Dampffähre übers Wasser und ebenso wieder im Dunkeln auf der Rückfahrt, und so war uns auch die Rückfahrt immer interessant.

Mit einem Ruck gings auf die Fähre; die Ketten rasselten. Das feste Land verschwand unter uns. Das Holzwerk dröhnte unter den Hufen, und unser Fahrzeug selbst wurde gefahren. Die Gäule reckten die Häse und witterten und schnoben mit offenen Nüstern. Auch andere Wagen standen noch da. Raum war genug. Und langsam, langsam glitten wir dahin. Frischer Wasserhauch über uns, und unter der Fähre hin schob sich mit leisem Klatschen und Gurgeln das dunkle Wasser, unergründlich tief und geheimnisvoll. Trübes Lampenlicht blinkte darein; aber unsichtbar und traumverloren versanken die weiten Elbufer vor uns, hinter uns in Nacht. Der Strom so mächtig! Wie, wenn er uns mitnähme, weiter

und weiter, und auf einmal trüge uns draußen der Ozean und wir schwämmen im Uferlosen? Neptunische Phantasien faßten mich. Da schrillte schon das Pfeifensignal, die Kette rasselte wieder, die Pferde zogen an, und sie stampften wieder auf der alten europäischen Erde, auf festem Hamburger Boden und sehnten sich nach ihrem Stall.

Solche Fahrten genügten aber dem Vater nicht. Zu Pfingsten fuhren wir im selben Wagen auf ganze drei Tage los, eine Reise in der Kutsche mit wechselndem Nachtquartier wie zu Friedrichs des Großen Zeit. Am schönsten die Ausfahrt: die Pferde geschmückt mit Birkenreis. Das war so rechte Pfingstlust und Frühlingswonne. Und nun ging's von Ort zu Ort auf endlos ebener Chaussee über Ahrensburg nach Mölln und nach Ratzeburg und immer weiter nach Lübeck, bei Lübeck aufs Landgut unserer Verwandten, noch weiter nach Travemünde und dann auf andrer Route zurück über Oldesloe. Bei Oldesloe und fast überall die weiten Koppeln und Saatfelder. Da schwelgte mein guter Vater, und sein Maklerherz schlug höher; er wollte eben Kornfelder sehen. „Lie-schen, sieh nur!“ rief er immer wieder, und Mama mußte den Kopf nach rechts oder nach links drehen. Bei ähnlichen Ausfahrten, die in den Hochsommer fielen, ließ er den Wagen halten, schritt mitten in die reife Saat hinein, um sie genau zu sehen, zu befühlen, und freute sich: es war auf eine gute Ernte zu hoffen. Für sein eigenes Geschäft war das freilich gar nicht von Belang; denn er handelte nur ab auswärts. Aber unser Volk würde doch im kommenden Jahr billiges Brot haben, wenn Gott nur alles gnädig reifen ließ.

Über mich habe ich nicht so günstiges zu berichten. Wenn die müden Pferde im Schritt gingen, sprangen Alexander und ich von unserem Bedientensitz herunter, um ein bißchen nebenherzulaufen. Zu unserm Schreck sahen wir, wie im Wald das junge Eichenlaub weithin von Maikäfern zerfressen war; es war geradezu Zerstörung, und der Rachegeist befahl uns. Eine Strafexekution wurde beschlossen, und wir

fingen Maikäfer in Massen, füllten Tücher und Taschen damit, kletterten wieder auf den Bock und nahmen die Tiere vor. Mein Bruder zeigte mir, wie man ihnen die Flügel ausreißt, und der Akt wurde in aller Grausamkeit vollzogen. Es tat uns nicht weh.

Der Hang zur Tierquälerei liegt der Jugend im Blute, und ich kann mich nicht reinwaschen. Wie oft sah ich mit Begierde zu, wenn die Spinnen die Fliegen fangen, wie die zappeln und still werden, bis sie reif zum Fraß sind. Zur Strafe ging ich dann einer großen fetten Spinne selbst zu Leibe. Sie hatte ihr Netz hoch über mir im Gesims; ich hielt eine brennende Kerze darunter; die Spinne fing an sich zu drehen, ihr wurde angst, aber sie floh nicht seitwärts, sondern warf sich, als die Hitze sie erreichte, senkrecht nach unten, fiel zischend ins Licht, und nur ihre garstigen Beine blieben übrig und lagen rings um die Kerze wie gekrümmte Strahlen auf der Lichtmanschette. Was ist der Tod? Das Kind fragt nicht danach, auch wenn es tausend Mücken, die ins Licht fliegen, vergehen sieht. Erst später erwacht in uns das Mitleid. Auf dem Landgut unserer Verwandten sahen wir im Feld einen Storch, der nicht mehr fliegen konnte. Er wurde gegriffen. Ein Flügel war ihm gebrochen. Was sollte aus ihm werden? Man schnitt ihm vor meinen Augen den Hals durch. Das arme Tier! Mir tat das wehe. Ja, auch der Schlachtung eines Ochsen habe ich einmal bei unserem Metzger zugesehen; die Metzger schlachteten damals noch auf ihrem eigenen Grundstück. Die Hofthür stand offen, ich schaute hinein, erlebte da alles, den Schlag, den Sturz und das Verenden und fühlte zum erstenmal die Schauer des Todeskampfes, wenn ich sah, wie die Seele im Sterben qualvoll sich aus dem Leibe ringt. Was ist es? was lebt im Tiere, wenn es nicht die Seele ist? Und was ist die Seele? Ja, was? Jene Fragen wurden laut in mir, auf die alle Weisen und alle Jahrhunderte keine Antwort wissen.

Noch furchtbarer: der Hummer lebend gekocht. Ich kam

vor dem Diner in die Küche, wo es herrlich roch. Da waren es drei Hummer, die, lebendig in kaltem Wasser über dem Feuer aufgesetzt, langsam ins Kochen kamen und in Verzweiflung vergebens gegen den Deckel des Kessels oder Topfes rannten, der mit Gewichten beschwert war. Unsere Kathrine stand ruhig daneben, denn das gehört sich so; sie tat ihre Pflicht. Der Hummer muß angeblich so langsam sterben, damit seine Schale schön rot auf den Tisch kommt. Wahrlich, die Katze, die mit der Maus spielt, ist tausendmal humaner als wir Menschen. Doch genug hiervon, und meine Reiseberichte sind nun noch nicht zu Ende. Vielmehr das Beste fehlt noch.

Es war im Jahre 1862. Da schrieb meines Vaters Vetter, Herr Julius Bunge aus Bernburg, ob wir nicht einmal in den Harz kämen; da könnten wir uns treffen. Gefragt, getan! Es war im August. Man traf sich in Harzburg, die ganzen Familien, aber auch noch eine dritte Familie, Medizinalrat Heinecke mit Frau und Tochter, kamen aus Bernburg dazu, und nun mietete sich jede Familie für acht Tage einen Wagen und wir kutschten eine ganze liebe Woche lang durch den Harz bei schönstem Wetter kreuz und quer. Eine Radtour auf 12 Rädern mit 6 Gäulen. Kann man sich etwas Berausenderes denken?

Da war ich im Herzen meines Vaterlandes, wo das Land, das bei uns so flach ist, sich hochreckt und die Gebirge stehen, wo die Wälder Felsen erklimmen und tausend Bäche rauschen und das Wasser schäumend und wild von Klippe zu Klippe springt und im Volksmund allerlei Sagen gehn aus der Zeit der Ritter und der Riesen. Auch die Straßen schwangen sich auf und ab und wir fuhren und fuhren, und die Räder rollten wie am Faden aufgereiht, und es war ein ewiges Grüßen und Zurufen und Jauchzen von Wagen zu Wagen. Der unsrige war der größte, denn er trug nach dem Herkommen sieben Personen ohne den Kutscher, fuhr also zumeist als letzter hinter her und brauchte oft

Vorspann, wo es zu steil wurde. Wir fuhren dann mit vier Braunen, eine Quadriga, und die lange Peitsche bekam zu tun.

Was wir da alles sahen? Es war eitel Poesie. Die Prosa ist das Flachland, die Poesie ist gebirgig. Das ahnte ich schon damals. Wir sahen Teresenburg mit dem Wilhelmsblick, die Roßtrappe, das Bodetal, den Hexentanzplatz, sahen die Eisenwerke bei Alexisbad, sahen Hirsche, 34 wirkliche Hirsche im Selketal, die vor uns aus dem Walde traten, und vieles andere. Auch ein Abenteuer fehlte nicht. Als wir von Ilseburg aus zum Brocken hinanfuhren, merkten wir auf einmal, Bruder John war nicht im Wagen. Der Johnny fehlte! Großer Schreck. Wir mußten wenden, nach Ilseburg ganz zurück. Da stand der Gute verlegen vor einer Stallung. Er hatte die Pferde im Stall mit solcher Andacht besichtigt, daß er von unserem Aufbruch nichts bemerkte. Welch Glück also: keine Nixe hatte ihn uns geraubt, und er war nicht in die Ilse versunken! Mit starker Verspätung langten wir danach auf dem Brocken an. Der steckte wie gewöhnlich dick in Wolken, und wir mußten da oben alle übernachten, in der Hoffnung, am nächsten Tage etwas von der Aussicht zu sehen.

Das Gasthaus überfüllt, 75 Personen. Man fror; es kamen dampfende Getränke. Da entwölkten sich langsam die Gemüter, man rückte an den Tischen zusammen, und es wurden bei Speise und Trank allerlei neue Bekanntschaften gemacht. Die Munterkeit wuchs, und wir drei Birtjungens wurden vorgeführt. Da erhielt, wie ich in meines Vaters Tagebuch lese, John den Spitznamen „der Roßkamm“, weil er im Pferdestall hängen blieb, Alexander „der Courmacher“, denn er küßte gar zu gern „liebkosend“ die jungen Mädels, zumal unsere jungen Bernburger Freundinnen; mich aber nannten die lieben Leute, die mich mit Zärtlichkeit verwöhnten, „das Murmeltier“ (mein Talent zum Schlafen war also schon damals befriedigend), dann aber auch „der Naturforscher“ oder

der Linné, was ich mit Staunen lese. Ich muß da auch noch zehnjährig die Botanisiertrommel herumgeschleppt und mit Dingen mich aufgespielt haben, für die ich gar nicht beanlagt war. Zum Linné tauge ich armer, der zum Wortkrämer oder Philologen heranwuchs, nicht viel besser als wie der Bock zum Gärtner taugt (das wird man mir glauben), es sei denn in allegorischer Übertragung. In der Tat wird mir, wenn ich heute meine papierne Sprachwissenschaft treibe, dabei manchmal botanisch zu Sinn; denn das Aufblühen der Wortformen und Lautgebilde im Munde des Volkes zu beobachten, ihre Arten zu sondern, die Naturgesetze der Sprachen in ihrem Wandel zu erkennen, kann man ganz wohl mit der Tätigkeit des Botanisierens vergleichen.

Das war meine erste Harzreise, zum Glück nicht im Winter. „Aber abseits, wer ist's?“ habe ich also da nicht fragen können; mir hätte auch Goethes „Psalter“ gefehlt, um den Einsamen zu trösten. In Harzburg trennten wir uns von den so fröhlichen Reisegegnossen und weinten ehrliche Tränen, auch meiner Mutter flossen sie. Aber wir waren nicht ohne Trost, denn wir sagten: auf Wiedersehen. In meiner Kusine Emmi Bunge hatte ich mir eine wahre Freundin erworben.

Weitere Anregung. Der Krieg von 1864

Man sieht aus dem, was ich erzählt habe, daß die Eltern und das Elternhaus mir Anregung genug geboten haben, auch ohne Bücher. Die Bücher sollten allemal nur Beihilfe und Nachhilfe sein im Dienst der Entwicklung der Jugend. Ich habe mir daraufhin einmal später einen Vers gemacht:

Was dir die Bücher geben, ist papieren.

Nur Selbstgedachtes kannst du nicht verlieren.

Gedanken sind wie Früchte, die da reifen.

Der Intellekt greift zu. Sein Greifen ist Begreifen.

Der Griff gehört der Hand und der Begriff dem Geist.

Reift es in dir? Dann hast du, was du weißt.

Jene Anregungen aber gingen noch weiter und zwar so, als sollte kein Botaniker aus mir werden, sondern ein Zoologe. Von Tieren umgeben wuchs ich ja auf. Hunde, Tauben, Hühner, Kaninchen, Lamm und Ziege; was will man mehr? Bruder Alex war der Taubenkenner, und ich lernte von ihm die feineren Sorten, Tümmler, Kopenhagener, Pfauentauben, Kropf- und Kragentauben unterscheiden. Dazu kam die unerläßliche Jagd auf die Katzen, die die Taubennester überfielen, diese Räuber mit den großen Gespensteraugen, wie aus Glas, hinter dem ein Feuer brannte. Wir überlisteten sie, und viele fanden den Tod; den bösesten Kater würgten wir mit dem Strick. Dazu kam zeitweilig auch noch eine Kanarienvogelhecke, ein stattliches Vogelhaus, darin ein Dutzend goldgelber kleiner Sänger Quartier fand. Viel Gedeihen aber hatten sie nicht. Mein Bruder betastete die Weibchen unaufhörlich, ob sie nicht legten, und ich glaube, das bekam ihnen schlecht. Lag da einmal ein Ei im Futternapf, so war es ein Windei.

Ganz anders wirkte es, wenn uns der Vater in die Kreuzbergische Menagerie nach St. Pauli führte, wo wir sehen durften, wie der Wüstenlöwe schlief, die Hyäne schnüffelnd im Trab ging und die Riesenschlange aus der Kiste kam. Aber jener Löwe schlief nicht immer. Am 1. Oktober 1861 wurde er aus jener Menagerie abtransportiert, entsprang dabei auf offener Straße seinem Käfig und warf sich wild auf eins der vorgespannten Pferde. Es geschah am Brooktor. Aber er kam um; es war die Heldentat des Kutschers, der furchtlos herantrat, den ersten besten Riemen nahm und die Bestie strangulierte. Der Mann sei hier noch einmal gepriesen. „Dank sei Gott dafür“ schrieb mein Vater in sein Tagebuch. Nach diesem Vorbild aber haben auch wir die oben erwähnte böse Katze stranguliert. Im nächsten Jahr aber, 1862, wurde nun gar der Hamburger Zoo eröffnet, die Schöpfung des allverehrten Ernst Merk. Mein Vater war Inhaber einer Aktie, und so hatten wir dort allezeit freien Eintritt.

Und zu dem allen kam nun noch die Schmetterlingssammlung und die Eiersammlung, die mein Bruder Ernst angelegt hatte; sie interessierten ihn nicht mehr, und ich erbte sie. In der ersteren sah man die Schmetterlinge in Menge mit Nadeln durchstochen, und es galt der Satz: Was du geerbt hast, erwirb es, um es zu besitzen. Es mißlang mir; denn die zugehörigen Namen fehlten, und ich konnte sie nicht ergänzen. Ich wußte nur ungefähr, was ein Kohlweißling ist und der dicke Totenkopf und der Zitronenfalter. Wirklich beschäftigt habe ich mich nur mit der Raupe des Ligustrumschwärmers, die ich wiederholt in unserem Garten fand. Sie ist so schön, ist gewaltig groß, grasgrün mit schwarzer Streifung, sechzehnfüßig und hat an der Hinterseite das krumme Horn. Die setzte ich sorglich in ein Kästchen, das ich mit Luftlöchern versah, und wartete, es sollte etwas geschehen. Aber die Metamorphose geschah nicht, und kein Schmetterling kam in Sicht.

Und die Eiersammlung? Sie war mein Stolz; eine hübsche Truhe mit zwei Einsätzen; in Fächern lagen da die Eier, weich in Kleie gebettet: voran das Straußenei, dann Eier vom Seeadler, vom Kuckuck, vom Stieglitz und zahllose weitere, die Ernst, der Jäger und Helgolandschwärmer, sich größtenteils käuflich erworben; auch Schlangeneier. Aber auch hier ging es ebenso; ich konnte die Sammlung nicht erweitern. Was sollte werden? Ich klappte schließlich den Deckel zu, schloß ab, und sie endete wie die andere auf der Rumpelkammer, die so vieles verschlang.

Nun aber Helgoland. Dort lebte der beste Vogelausstopfer, und so standen bei uns im Haus auf etlichen Schränken und Konsolen Proben seiner Leistungen, vor allem im Eßsaal auf einem Setztisch ein großer und eleganter Schrein aus Glas, in dem auf künstlich imitierten Klippen und Sandbänken bei Seesternen und Donnerkeilen und Riesenmuscheln die Möven und Taucher und Seeschwalben mit ihren schneeweißen Brüsten saßen und der Strandläufer so dastand, als

liefe er und wollte mit seinem langen Schnabel in den Sand picken, wo man auch noch Seepferdchen sah und Seeigel und den Einsiedlerkrebs. An den Seiten war aus submariner Vegetation ein Buschwerk hergestellt. Ich träumte mich dabei tief hinab in die Geheimnisse des Ozeans, träumte von Wäldern am Meeresgrund, wo unter den Wipfeln von Tang und See gras das Jagdwild der Tiefe sich umtrieb, die Fische groß und klein, und die Seerose blühte und der Hai jagte und die Raubspinne der See, der grause Polyp, die Arme nach Beute streckte.

Was gab es dagegen zu lesen im Haus? Es war nicht viel. Die Märchen fehlten fast ganz; niemand hat mir, da ich Kind war, Märchen erzählt, höchstens Andersens Geschichte vom fliegenden Koffer. Die Grimmsche Sammlung habe ich erst als Student kennengelernt. Speckters Fabeln waren neben dem Struwelpeter ungefähr das erste, was ich verschlang; das war auch etwas für das Auge. Dazu das burleske Buch von der „Insel Marzipan“ mit den grell komischen Bildern, wo der Mond als Uhr am Himmel steht und von den grausam schwarzen Kerlen, den Teufeln, die lieben Engel mit Flamme und Schwert geknechtet werden, bis die Vergeltung und glorreiche Erlösung kommt. Dies seltene Buch fesselt mich, wenn wir es Kindern zeigen, mit seiner flotten Phantastik auch noch heute. Es folgte dann der Robinson Crusoe und die üblichen Indianergeschichten, die wir vor Eifer völlig entzwei lasen; ihre Heftung vertrug unsere Heftigkeit nicht.

Tat ich sodann ehrfürchtig den Bücherschrank des Hauses auf, so fand ich zwei Börter voll Predigt- und Gesangbücher, die „Stunden der Andacht“ in acht Bänden und was dem ähnlich; daneben Beckers Weltgeschichte. Auf dem dritten Bort Schiller und Goethe in schönem Druck, außerdem noch etwa Chamisso und Tiedge und Fritz Reuter, zu unterst aber Brehms „Tierleben“ in sechs dicken Bänden, die eben damals 1861—1867 erschienen und sogleich angeschafft wurden. Damals las ich noch nicht darin, hatte da aber wieder in Bildern

die Tiere alle mit einander, vom Elefanten und Nilpferd bis zu den Schnecken und Infusorien.

Aber zu Schiller griff ich. Schillers erste Jugenddramen wurden mir zwar noch verboten, aber der Don Carlos nicht, und meine Begeisterung schlug hoch. Wie neu, wie kühn, wie reich, wie edel im Ton und welche Sprache! „Ein Augenblick gelebt im Paradiese wird nicht zu teuer mit dem Tod erkaufte“ und „Arm in Arm mit dir fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!“ Meine Zeit in die Schranken fordern, würde ich das auch einmal können? Würde auch einmal zu mir ein Posa treten, der zum Außerordentlichen mich mit hinrisse? Was bedeutet das? Und würde ich so etwas je erleben, eine Wonne, die den Tod aufwiegt? Ich fühlte mich namenlos klein, und meine Erfahrung half mir nicht, das zu verstehen.

Dicht neben unseren Häusern lag damals am Besenbinderhof das „Tivoli“, wo es oft Volkstheater gab. Da sah ich Laube's erregendes Schauspiel „Die Karlsschüler“: Schiller die Räuber dichtend, Schillers kühne Flucht aus Tyrannenwillkür in die Freiheit, zur Selbstbestimmung. Es kam über mich wie Wirbelsturm. Da war also der Dichter selbst; es war Wirklichkeit, was ich gesehen, und die Einwirkung auf mich ganz persönlich von Mensch zu Mensch. Es verfolgte mich in meine Träume. Wer auch so dichten könnte! Nur einen Augenblick Dichter sein: war das die Wonne, nicht genug mit dem Tod erkaufte? Und die Kette der Knechtschaft brechen? Ich ahnte schon, daß ich auch einmal würde irgendwie kämpfen müssen.

Und so kam das Jahr 1864: Schleswig-Holsteins Befreiung aus dem Dänenjoch. Zum zweitenmal wollte das deutsche Reich sich hierfür einsetzen. Würde es diesmal nicht erlahmen? Schon kamen Truppen nach Hamburg: Sachsen, Hannoveraner. Wo sonst der friedliche Lämmermarkt war, schlugen sie ihr Lager auf, lagen da untätig, und wir startten die schmucken Uniformen an und die stramme Haltung. Das

war etwas anderes als die spaßige Hamburger Bürgerwehr. Und wirklich, es sollte Krieg geben.

Aber diese Kontingente verschwanden, und es hieß, Österreicher, auch Preußen rücken nach; aber sie wollten Schleswig-Holstein nur erobern, um es dem Dänenkönig auszuliefern (so schwatzte man im Januar). Und sie rückten wirklich in Hamburg ein, die Preußen kamen mit Sack und Pack, Train und Kanonen über die zugefrorene Elbe; die Österreicher blendend in ihren weißen Uniformen. Wir hörten ihre herrlich flotte, magyarische Militärmusik, sahen auch das große Tier, den General Gablenz selbst, elegant und bestrickend heiter, kauften uns gleich begeistert sein Bild und dachten: der ist's, der die Danewerke stürmen wird. Wie ernst und unscheinbar dagegen die Preußen! Aber auch diese Preußenkerle imponierten; sie hatten etwas Drohendes.

Wie schlimm, daß unser intimster Hausfreund, dazu der wichtigste Geschäftsfreund meines Vaters, Däne war! Herr Christian Heerup. Ich nannte ihn den Cherub; so fromm schien er mir und bereit zu jeder Hilfeleistung. Auffällig an ihm waren die großen Ohren, wie ich sie sonst an keinem Sterblichen je gesehen; sie schienen mir kleine Flügel. An jedem Sonntag speiste er bei uns, ein reicher Junggeselle, immer schön gekämmt und von raffinierter Selbstpflege, der zwar seine strenge Kirchlichkeit energisch betonte, dabei aber in schöner Weise sich bewandert zeigte in allerlei Dingen der Kunst und Gelehrsamkeit. Er war onkelhaft gut zu uns, obendrein Agnes sein Patenkind. Sein Kontor in der Neuen Gröningerstraße lag dicht beim Kontor meines Vaters, und wenn ich einmal dahin kam und bei meinem Vater mich umgeschaut und all die Warenproben, den Mais in kleinen Säcken, Hafer, Kleesamen und was es sonst war, in blauen Tüten gesehen hatte (diese Proben lagen da wüst auf Tischen und Fensterbänken herum, und ich ahnte nicht, daß in dieser Unordnung doch Plan und Ordnung herrschte), so durfte ich hernach auch Herrn Heerup besuchen, und er empfing mich

mit persönlichem Interesse, holte Süßigkeiten aus irgendeinem Fach und erzählte mir nette Anekdoten aus Thorwaldsens Leben oder von Rotschild und dem hessischen Kurfürsten und dem Haus Fugger in Augsburg.

Jetzt aber war der Gegensatz da, und der Krieg entbrannte bei uns am Tisch, während wir Messer und Gabel zückten bei Rehbraten oder Hamburger Rauchfleisch. „Ihr Deutschen siegt nie,“ hieß es. „Unsere Danewerke sind uneinnehmbar und England steht hinter uns,“ und Wut und Verachtung brach aus seinen Augen. Der ganze, viele Jahrhunderte alte Übermut Dänemarks gegen das armselige deutsche Reich hatte sich auch in dem Herzen dieses sonst so feinen, gerechurteilenden Mannes eingenistet. Wir Jungs schrien da „hoho“; mein Vater sagte nur mit überlegener Ruhe: „warten wir ab“ und zwinkerte uns mit den Augen schelmisch zu, wir sollten nur stille sein. Aber die Stille kam nicht; wir räusperten uns doch und erlaubten uns an das preußische Zündnadelgewehr zu erinnern. Bruder Ernst hatte solch Ding wirklich in der Hand gehabt. Und nur zu bald mußte unser Gast hören: die Danewerke überrannt, die Preußen schon über die Schlei. Er zog die Augenbrauen hoch: „Die Preußen sollen sich wundern. Ich weiß, was ich weiß. Bei Düppel fällt die Entscheidung.“ Da fiel Düppel, es war im April, und sein Zorn gegen England brach los. Warum half England nicht? Auch Alsen fiel, und es wurde still bei Tisch. Der Friede bereitete sich vor am Tisch der Diplomaten und auch an unserem. Der werte Mann ließ das Kinn hängen und wurde still. Sein beleidigter Stolz beugte sich langsam den Tatsachen, und die Stimmung ebnete sich allmählich wie die See nach Sturmeszeiten zur Spiegelglätte, auf der wieder alle freundlichen Lichter spielten.

Ich aber und wir Schulbuben alle hatten etwas neues Großes gewonnen, ein Vaterland. Das Vaterland war jetzt nicht nur ein klingendes Wort, sondern schon ein Machtbegriff geworden; denn die Nation stand nicht mehr in Unehre vor

den anderen. Eine neue Kraftquelle war gewonnen, die Pflicht, politisch zu leben und als Deutscher für Deutschland zu leben. In Berlin zog Prinz Friedrich Karl siegreich ein, und man sang dort das „Heil Dir im Siegerkranz“. Wir aber sangen es auch. Nur Bismarcks Name wurde noch nicht genannt; er war noch ein gefürchteter Mann; ja, es hieß. „An den Galgen mit ihm!“

Im September desselben Jahres 1864 reiste ich mit meiner älteren Schwester zusammen in das neubefreite Schleswig, deutsches Land, um in dem Ostseebad Barby bei Eckernförde zu baden. Da schwärmte ich durch die Buchenwälder, segelte und fuhr mit den Fischern zum Fischfang weit bis ins offene Meer. Früh um 5 Uhr ging es hinaus, erst gegen Abend kamen wir mit gefüllten Netzen heim. Ich aber hatte nicht mit angefaßt, hatte nur vorn am Bug gesessen und Leib und Seele hinausgestreckt in den himmlischen, starken Meeresodem, der mich umhauchte, und Lieder gesungen, als wäre ich zwischen Meer und Himmel allein, so viele ich konnte. Was ich da dachte, ich weiß es nicht. Es war nur ein jauchzendes Hinaussehen in das Zukünftige, das keine Grenzen hat.

In der Schleidenschen Schule und der Krieg von 1866

Und nun zurück in die Schleidensche Schule. Fast zehn Jahre bin ich dahin gepilgert. Meine Beine wurden dabei länger und länger, aber die Zeit ist mir nicht lang geworden; sie war immer noch sorgenfrei und an innerem Glück reich. Die Schüler gingen auch gottlob nicht in farbigen Mützen (auch nicht die Gymnasiasten), deren Farben im Dienst bürokratischer Schablone stehen, eine Numerierung der Jugend ersetzen und den Straßenpassanten, die das nichts angeht, zeigen sollen, wie alt wir sind.

Das Unterrichtsprogramm steigerte sich von Klasse zu

Klasse, die Lehrer ergänzten sich ausgezeichnet, und ein Geist zwangloser Disziplin ging durch alles. Es war Schleidenscher Geist. Die Knaben waren zumeist aus den besten Häusern, die Klassenstuben, der Flur schmucklos nach der schlichten Art jener Zeiten, aber Sauberkeit und Ordnung überall.

Das Wichtigste war das Rechnen, Schnellrechnen, Kopfrechnen. Das weckte den Ehrgeiz: den Finger gestreckt, aufgesprungen: „ich hab's!“ Triumph, wer am schnellsten subtrahierte, dividierte. Höchst wichtig aber auch die Geographie: Weltteile und Meere, Fluß- und Gebirgssysteme, Staaten und Staatsformen, die Handelsprodukte aus Capland, aus Mexiko, La Plata oder von den Guanoinseln! Woher der Gummi, der Zimmt, der Tee? Ich scherzte, der Tee komme gewiß aus Teheran und bekam meinen Verweis. Sämtliche englische Kolonien auf dem Erdenrund wurden auswendig hergesagt. Brillant der Lehrer Lundberg, ein frischer, energischer Mann, immer noch jung, mit lockigem Haupt, rasch von Verstande und zu Späßen geneigt.

Ein lustiges Kapitel sind die Hamburger Straßennamen wie Graskeller, Lange Müren, Schulterblatt, Zippelhaus, Drehbahn und der Grimm. Was ist die älteste Straße der Welt? fragte Lundberg. Antwort: der Grimm links von der Zollernbrücke. Denn „Kain erschlug den Abel im Grimm“, steht schon in der Bibel.

Das alles ging flott, unbequemer waren dagegen die Geometriestunden, das abstrakte Rechnen, das Wurzelziehen. Ich hätte meinerseits etwas wie Algebra nie erfunden. Wie unsinnlich und gleichsam fleischlos solche Buchstaben wie a, b, x und n, die man in Rechnung zu stellen hatte, als wären es Zahlenwerte! Dann kam das Französischsprechen, das Englischsprechen. Wir lernten die Sprachen nach Plötz und der heute verachteten Methode mit den scheinbar so trostlosen Übungssätzen: Paris, la capitale de la France, a des rues étroites et sales. Warum steht hier der Artikel la vor dem Landesnamen? Aber es lernte sich leicht, und früh wurde die

Konversation der Fremdsprache eingeführt. Dazu diente erstlich ein Franzose, angeblich Pariser, ein schon älthcher Herr von etwas wackligem Gang, der mühsam das Katheder erstieg, in seinem singenden Ton — ich weiß nicht, ob mit esprit — über Reisen oder andere Dinge des praktischen Lebens sprach und uns „mes jeunes amis“ anredete, wenn er mechanisch seine Fragen in die Masse warf.

Prächtig dagegen der Herr Jansen, der uns durch das Englische führte. „Gehörig feist“, dachte ich, als ich ihn zuerst sah: dicke Hände, blanke Haut, das spärliche gelbe Haar mit Pomade hochgelegt, während der breite Kinnbart sich an der Krawatte rieb. Er stöhnte oft mitten im Sprechen und legte die Hand aufs Herz, als wollte er die Schläge zählen, setzte den Unterricht aber nie aus und wahrte eine väterliche Würde, die uns beherrschte. Sein Sprechton hatte ein warmes Pathos und ging wie in Moll; ich taxiere d-Moll, während des genannten Herrn Lundbergs Rede presto und kühl in Dur verlief, c-Durstimmung (wer die Charaktere der Tonarten kennt, versteht mich). So haben wir uns denn über des würdigen Mannes Schwäche nie lustig gemacht, wie es böse Buben sonst mit Begierde tun. Es imponierte mir, daß ein solcher Mann, ohne Gelehrter zu sein und in scheinbar wohl recht beschränkten Verhältnissen lebend, so viel Herrenart zeigte und Welt besaß.

Natürlich mußten wir als künftige Kaufleute in der Aussprache den französischen Tonfall und englischen Slang möglichst treu herausbekommen, und das wurde auch ohne alle moderne Phonetik erzielt. Es ist dies nun einmal der servile Ehrgeiz der Deutschen, sich anzugleichen, während der Engländer, wenn er deutsch zu radebrechen sich entschließt, mit Stolz die Worte quetscht und würgt, um ja den Engländer zu markieren.

Praktisch muß man sein; aber mit dem Praktischen verband sich zugleich ein humanistischer Geist, und es gab fakultativ auch Lateinstunden. Vom 12. Jahr ab nahm ich sie mit. Warum nicht? Es schadete ja nicht. Ich besorgte mir die Ber-

gersche Grammatik und merkte im Lauf der Lernzeit den Vorteil mehr und mehr. Die anderen Sprachen wurden mir nun viel verständlicher: ihre Vokabeln, vor allem auch das Gerippe der Sprachen, die Wortklassen und der Satzbau mit seinen Regeln. Das Vergleichen fing an, und es sprang ins Auge, daß unsre Art zu sprechen, ob englisch, ob französisch, ja auch deutsch, von der sogenannten Antike und ihrer Grammatik sich herleitet oder doch stark beeinflußt ist. In der Tat, auch das Deutsche, so unwahrscheinlich es klingt; die Begründung dafür sollte ich erst sehr viel später finden.

Im gleichen Sinne aufklärend kam der Geschichtsunterricht hinzu. Da war freilich das Elend der vielen Geschichtszahlen; allein schon die sieben Kreuzzüge: erster Kreuzzug 1096—1099, zweiter Kreuzzug 1147—1149, dritter Kreuzzug 1189—1192 usw. Und wie viele Jahre hat es überhaupt gegeben, noch viel mehr vor Christi Geburt als nachher, und fast in jedem Jahr ist etwas geschehen! Die alle soll man wissen? Aber einerlei. Wenn alles im jungen Menschen sproßt und blüht, nimmt er auch das Unbequeme willig hin. Der Unterricht aber begann, organisch gedacht, mit dem Anfang der Zeiten und führte uns so alsbald zu den Griechen und Römern, und die Schlacht bei Salamis tauchte vor mir auf und der König Leonidas in den Thermopylen, der im Kampf gegen den Erbfeind fiel. Vaterlandsrettung. Und dann Hannibal mit seinen Elefanten und Marius und die Teutonen, dann die römischen Kaiser und Rom selbst, Rom, das für die Zukunft der Völker Europas die Existenzbedingungen schuf. So sagte uns der Lehrer, Dr. Hallier. Das war so lange her und doch so wichtig.

Alles Griechische war in mir wie ein Märchen: Hellas, wo der Musenquell rann, die Sonne Homers herabschien, die Liebesgötter flatterten, die Helden Speere warfen, um die Stadtmauer rannten, in der Seeschlacht auf blauem Meer fechtend von Bord zu Bord sprangen, im Siege sich kränzten und den Göttern hundert Stiere mit vergoldeten Hörnern schlach-

teten, daß vom Altar der Opferdampf sich in Wolken um die Marmorstirne des Tempels legte. Rom dagegen harte Wirklichkeit, dessen Männer dareinblicken wie Schiedsrichter und Scharfrichter, wie englische Großgrundbesitzer und Sklavenhalter und die dabei in der Friedenstoga gehen und andere für sich fechten lassen.

So begann der Unterricht mit dem Heidentum. Wie töricht scheint dagegen der moderne Versuch, ihn rückwärtsschreitend mit der Gegenwart anzuheben in der Art, als wollte man Goethe's Faust von hinten lesen! Es war der Triumph der Verständnislosigkeit für Völkerpsychologie und für alles Werden.

In mehreren Schulstuben hingen Schnorr's berühmte Bibelillustrationen, Blätter im Holzschnitt, deren Zeichnung so klar und wirksam; damals noch etwas ganz Neues (sie waren erst 1862 fertig geworden). Bildmäßig lernten wir so auch die Historien des Alten Testaments, dessen allzu fremdartiger Text uns weislich verschlossen blieb: Jakob und Esau, Joseph und der bunte Rock, Sauls Ende, Simson unter den Philistern, der sündige schöne Absalon, hinter allem der strafende Gott, der sein Volk erzieht. Aber das gehörte nicht zur Weltgeschichte; es war Sache der Religionsstunden. Ein kirchlicher Nimbus schwebte darüber, und das Wunder, ein höherer Wille spielte überall mit: fromme Anekdoten mit Lehrzweck, die auf mich ähnlich wie die nützlichen Tierfabeln wirkten. Denn auch jene Menschen sind uns entfremdet und wie Fabelwesen aus dem Morgenland. Worauf es ankommt, ist die höhere Führung, unter der sie stehen; sie soll uns vertraut werden; denn diese Führung kann auch in unser Leben greifen.

Und nun das Deutsche, in dem alles gipfelt. Auch das Deutsche wollte gelernt sein, ein Lernen durch Beispiel; aber es war für mich ein Spielen zugleich. Der Nachahmungstrieb begann sogleich in mir zu spielen. Wie schön, zu versuchen, nun auch selbst Erlebtes zu erzählen, Geschautes zu

beschreiben, dabei die Worte schicklich zum Satz zu ordnen, ja, sie in den Reim zu stellen! Es kommt über einen wie Versuchung, und auf die Versuchung folgt der Versuch.

Man kann sich die Gier denken, mit der ich in diese Stunden ging: was wird es heute geben? Und hier war nun ein Gelehrter, der da vor mir saß, der Mann mit dem geheimnisvollen Gesicht, Dr. Emil Hallier, den ich schon nannte, der Neffe Dr. Schleidens, dem man gleich anmerkte, so jung er war, daß er anders war als die anderen. Akademiker, Aristokratie des Geistes: es war der erste Mann der Art, dem ich näher trat. Wie erhebend war es, „Herr Doktor“ zu rufen!

Kaum neun Jahre von der Universität zurück, beherrschte er als klassischer Philologe den reichen Lehrstoff des Griechischen, Lateinischen und Deutschen souverän, mehr Dozent als Lehrer, und kein Pauker, sondern ein Stoffbeseeler. Dabei leise im Wesen; man mußte hinhorchen. Das Äußere unheimlich dunkel: in stets schwarzem Anzug und schwarzer Halsschleife, auch tiefschwarz das Auge im aschbleichen Angesicht, tiefschwarz das in Locken stehende Haar, die Wimpern, der Lippenbart, so saß er zumeist vor uns (denn er stand nicht gern) und warf die Unterlippe vor, bevor er zu reden anhub, tadelnd, lobend, erklärend, mit einem trockenen Organ, das bisweilen vibrierte vor Schwäche oder innerer Erregung; in den Augen ein weicher Glanz, wenn sich sein Herz erwärmte, fremdartig für mich wie eine Erscheinung aus anderen Zonen. Lang und schmal gewachsen, neigte er sich beim Stehen leicht vornüber, als wäre er leidend, und es schien oft, als sparte er sich und seine Kräfte. Das steigerte nur die Ehrfurcht, die wir vor ihm hatten. Ihm machten, in seiner Güte, die Schulaufsätze Spaß, die ich schrieb; denn ich durfte mitunter schreiben, worüber ich wollte. Dann legte er mir freundlich die hagere Hand in den Nacken; aber die Hand zitterte nervös. Woher die Schwäche? Ich liebte ihn und ahnte nicht, daß er früh sterben würde.

Zu Hause hatte ich damals Glasbrenner's höchst triviale und grobkörnig possenhafte Berliner Plaudereien und Schwänke gelesen; es waren auch Verse darunter und solche Reimscherze wie: „Wenn ich seh' die holde Traute, wird mir wundersam zumaute. Welch' ein Wesen fein und duftig und stets emsig still geschuftig. Ach, ich möcht' mit vollem Herzen gleich zu ihren Füßen sterzen“ usw. Mein Bruder Ernst hatte mir das Buch zugesteckt. Davon angeregt schrieb ich den Aufsatz, der sich knabenhaft in demselben Tone versuchte: „Brief eines erdsüchtigen Mondbewohners an einen mond-süchtigen Erdbewohner.“

Direkte Entlehnungen fanden sich nicht darin. Das Gerücht davon hatte sich offenbar sogleich in der Klasse verbreitet, und alles schrie, als Dr. Hallier, mein Heft in der Hand, eintrat, „vorlesen, vorlesen!“. Er saß still wie aus Marmor da. Das Rufen aber wurde nur noch dringender, und mir wurde schwül. Das war mein erster literarischer Erfolg; man wollte hören, was da aus meiner Feder geflossen, und mit Angst starrte ich auf den Lehrer; was würde er tun? Die ganze Dreistigkeit und Fadheit meines Geschreibsels gestand ich mir ein.

Hallier stülpte die Unterlippe vor, blätterte ein Weilchen, lächelte flüchtig, monierte kurz ein paar Sprachfehler und falsch gesetzte Interpunktionen und reichte mir über die Bänke das Heft zurück. Das war alles, aber es war eine gute Lehre, und ich nahm mir vor, es in Zukunft wie die Schwalbe zu machen, die nur zu ihrem eigenen Vergnügen zwitschert, ohne nach Beifall zu fragen. Nach der Stunde aber faßte mich mein guter Lehrer sanft am Kragen, sagte ein nettes Wort und fragte: „Diese Art kommt nicht von dir; was hast du gelesen?“ Da nannte ich stotternd Glasbrenner's schrecklichen Namen. Er kannte ihn nicht, und ich mußte ihm das Buch bringen. Wie sollte ein Akademiker auch solche bubenhaft-burleske Späße kennen?

Daß wir da nun auch Gedichte lernten, vorzüglich Bal-

laden, versteht sich, und es galt, sie sinngemäß zu sprechen, und da lernte ich z. B. die Martinswand: „Wer ist der kecke Schütze im grünen Jagdgewand?“ Kaiser Max in Gefahr. Ein Mann aus dem Tyroler Volk rettet ihn. „Des treuen Volkes Liebe“, so heißt es da, ist der Schutzgeist des guten Herrschers. Dazu Körners „Leyer und Schwert“. Das war damals Wasser auf unsere Mühle. Wie Sturzwasser trieb es uns um. Denn wir lebten ganz in vaterländischer Politik und konnten solche Töne brauchen.

Es war das Jahr 1866, wo man zu hoffen begann auf Deutschlands Werden, Auferstehung des Reichs. Der Traum der Jahrhunderte sollte in Erfüllung gehen. Allbeliebt waren Rückert's Märchenverse vom „alten Barbarossa, dem Kaiser Friederich. Im unterirdischen Schlosse hält er verzaubert sich. Er ist niemals gestorben, er lebt darin noch jetzt. Er hat im Schloß verborgen zum Schlaf sich hingesezt.“ Jetzt sollte er wach werden, den Kyffhäuser sprengen, und sein rotflammender Bart, der durch den steinernen Tisch gewachsen, sich aus der Fessel lösen, als schmelze der Stein.

Das Schicksal sprach die Losung: durch Blut und Eisen, und die Jugend, auch uns, faßte die tiefste Erregung. Preußen gegen Österreich; zu wem soll Hamburg halten? Der kleine Hamburger Staat hatte vor einem siegreichen Preußen Angst; denn Preußen war der unmittelbare Nachbar und konnte auch als Verbündeter die Hand auf Hamburg legen; so glaubte man denn, in Österreich sei das Heil, das fernab lag und ähnliche Aspirationen nicht haben konnte. Nur mit größter Mühe gelang es dem preußischen Gesandten von Richthofen, Hamburg zu einem Bündnis mit Preußen zu überreden, einem Bündnis, das nahezu der Neutralität gleichkam, da es zu keinen ernstlichen Leistungen nötigte. Unsere Hanseaten rückten erst ins Feld, als es nichts mehr zu siegen gab.

Auf unserem Schulhof aber kam es zu Schlachten; da kämpften wir Jungens sogleich den großen Zweikampf der Mächte aus; 15 Österreicher gegen nur 5 Preußen. In diesem

Zahlenverhältnis spiegelt sich die damalige Gesinnung der Hamburger Bürgerschaft. Unter den fünf war ich. Mein Vater hatte mir den Glauben an Preußen beigebracht, und ich hatte damals zudem ein schönes Buch über Blücher und das Jahr 1813 gelesen, das Jahr, wo das arme Preußen es war, das all die großen Entscheidungen brachte, die Napoleon, den Allmächtigen, niederwarfen und den Deutschen und auch Hamburg die Freiheit brachten. Natürlich wurden auf dem Schulhof die Preußen kläglich verhauen. Aber wir trugen trotzig unsere Wunden und behaupteten nach Verlauf einiger Wochen dennoch siegreich das Feld; denn als die Nachricht von Königgrätz aus Böhmen über die Elbe scholl, waren unsere Gegner plötzlich selbst zu Preußen geworden.

Mit Interesse denke ich heute aus der Ferne an meine damaligen Mitschüler zurück und sehe von manchen noch Gestalt und Angesicht, obschon ich im weiteren Leben fast keinem wieder begegnet bin. Viele stammten aus reichen Häusern; dazwischen waren auch solche, die Dr. Schleiden gratis mitgehen ließ; daß diese letzteren sich durch besondere Tüchtigkeit ausgezeichnet hätten, kann ich durchaus nicht sagen. Was nützt es, wenn ich hier Namen nenne wie den Carl Dittlers aus der Bergstraße, der der erste war, mit dem ich Kinderphotographien austauschte?

Aber ich fahre noch fort, ohne zu wissen, wer von denen, die ich nenne, noch wie ich das Licht der Sonne sieht. Es waren die verschiedensten kleinen Typen, wie die beiden Brüder Des Arts, der eine verbindlich und sachte wie ein Geheimrat, der jüngere, Robert, sanguinisch funkelnd und immer kampfbereit. Unser Primus war Eduard Hallmann, ein gewecktes Kerlchen, kerzengerade gewachsen und unfehlbar in seinen Leistungen; neben ihm saß Hermann Pölchau, eine mehr robuste Natur, der gerne beide Ellbogen aufstützte, um mit den Händen das Haar festzuhalten, das ihm lang und glatt über die Schläfen fiel; herrlich konnte er

lachen, wenn ich irgendeinen dummen Witz machte; denn ich saß als dritter neben ihm. Auch Carl Dollmann und Richard Schmidt-Pauli sehe ich deutlich; der erstere das feinste Produkt der Kultur und dazu auffallend schön; es war ein ästhetisches Wohlgefühl, für das ich damals noch keinen Ausdruck fand, als Beobachter solchem Menschen und der Art, wie er sich gibt, zuzusehen. Schmidt-Pauli dagegen eine Führernatur, stattlich und groß und elegant, der, wo es Gemeinsames auszufechten galt, unbedingt an der Spitze stand. Er setzte das „von“ erst später vor seinen Familiennamen und wurde ein Gönner des Rennsports.

Weiter Alfred Beit, ein unscheinbares, schwarzhaariges Figürchen, übrigens fein im Ton und von friedfertigster Art. Ich unterhielt mich gern mit ihm und konnte nicht ahnen, daß dieser Knabe sich einmal zum jüdischen Geldkönig entwickeln würde, der, wie ich las, von England aus im Burenkrieg jene Riesengewinne machte. Ich glaube mich in der Identität der Person nicht zu täuschen. Wieder eine ganz andere Figur machte Julius Spengel, der Musiker, der, wenn ich nicht irre, in Hamburg heute noch den Cäcilienverein leitet. Er war damals ein etwas arg schlaffes, verträumtes Bürschchen und kam mir wie ein ins Wasser gehaltener Schwamm vor, der sich langsam und still voll Wasser saugt.

Daß aber endlich auch das Übermütige nicht fehle, so war da noch einer; wir nannten ihn B. A. Wassermann: ein unendlich sanfter Knabe, scheu und verlegen, das Gesicht mädchenhaft weiß wie Milch, mit rosigen Bäckchen, dazu die langen Haare rotblond und von Pomade blank; man sah immer noch die Spuren des durchgezogenen Kammes; dazu schlechte Zähne im halboffenen Munde, der zu stottern begann, wenn er reden mußte. Wehrlos war er gegen die wohl manchmal recht üblen Neckereien, zu denen er nur zu sehr verlockte. Auf ihn fabrizierte ich ein langes Poem, das da umging, dessen Wortlaut mir aber zum Glück größtenteils entfallen ist. Es kam darin vor:

Er schmierte in sein goldnes Haar
Petroleum und Seife
Und kam so schon im zehnten Jahr
Zu seines Geistes Reife.

Welche Strafe, daß ich den Blödsinn nicht vergessen kann!
Mir schien eben, daß er seinen Verstand mit dem Fett des
Haares düngte und ihn von oben befruchtete. Aber der Gute
hatte Talent zum Engel; er hat mir das nicht übel ge-
nommen. Wir gingen später mitunter zusammen spazieren,
und er zeigte mir einen inneren Reichtum von geistigen
Interessen, der mir jede Spottlust vertrieb.

Wirkliche Freundschaften schloß ich nicht. Es herrschte
nur mehr oder minder wohlmeinende Kameradschaft, und
die entstand durch Anpassung. Die Anpassung ist pas-
siv, sofern man Einflüssen nachgibt, sie ist aktiv, so-
fern man sie ausübt, und es entsteht so ungewollt ein nütz-
licher Austausch, der ein gemeinsames Gefühl der Befriedi-
gung schafft. Wirkliche Freundschaft dagegen entsteht erst,
wo im jungen Menschen ein Lebensplan und ein konzen-
trierter Wille, wo der Charakter fertig ist, der in seiner
Isolierung den Genossen sucht, mit dem er eins ist in Nei-
gungen und Überzeugungen, an den er glaubt, dem er nichts
zu verhehlen braucht und mit dem er, gebend und nehmend,
Opfer gegen Opfer austauscht. Solche jugendliche Freund-
schaft, ein Zweiklang, der zum Einklang wird, ist, wie schon
Aristoteles lehrte, als ideale Lebensform in der Menschen-
gemeinschaft die wertvolle Vorstufe zu den größeren Ge-
meinsamkeiten, die dem reifen Mann obliegen, zur Familien-
bildung und weiter zur Einordnung in den Staat oder das
Volksganze. Ich sollte erst, als ich Student war, den Jugend-
freund finden, der jenem Ideal entsprach.

Musik und Zeichnen

Aber zurück zum Unterricht. Es ist noch von den Künsten zu reden. Denn auch die Musen kehrten schüchtern für kurze Stunden in der Hamburger Schulstube ein und streichelten mir den Nacken.

Nicht nur sprechen und rechnen, man soll auch schauen und hören lernen, Erziehung des Auges und Ohres. Im großen Zeichensaal vereinigten sich mehrere Klassen, und man zeichnete um die Wette die althergebrachten Bauklötze und Gipse ab, kniff die Augen zu, um zu visieren, lernte dabei Perspektive, und das Raumgefühl wuchs. Selten aber konnte ich etwas Hübsches vorlegen; denn das Bleistiftspitzen ist eine Pein. Das gab satanisch stets schwarze Finger; mit denen arbeitete ich hurtig weiter, und Flecken kamen über Flecken, denen auch kein Wischen abhalf; denn auch das Radiergummi hatte längst schwärzende Ecken bekommen und trug das Elend weiter übers Papier. Ich habe das Bleistiftspitzen bis heute nicht gelernt.

Von der Schule konnte man wohl nicht mehr als das Gesagte verlangen; aber meine Brüder kamen mir zu Hilfe. Bruder Ernst liebte das Federzeichnen nach Vorlagen; Gegenstand Jagd-Motive. Ich sehe noch das Bild, wie ein Hirsch verendet in tiefer Talschlucht liegt, von dichtem Wald und Gestrüpp umgeben. Helles Licht fällt nur auf das edle Tier, über dem sich das Waldesdunkel wölbt wie in Trauerflore. Ich stand hinter des Bruders Schulter; er tat sich nicht genug mit Detaillierung, und seine Feder nahte sich mit der Tusche immer mehr dem lichten Fell des Tieres. Ich flehte: „nicht mehr!“ Er wollte seine Vorlage überbieten und auch das Tier gleichsam aus der Lichtwelle ziehen, um jedes Haar deutlicher zu machen. Mein Flehen war vergebens. Nichts anregender als solche Dispute, die das Auge schärfen, auch unter krassen Dilettanten.

Viel begabter war mein Bruder Alexander, der schon da-

mals wie mit fliegender Hand malte und porträtierte. Er hatte Schmiß; in ihm steckte ein wahrer Künstler, und ich war stolz auf ihn. Aber er wollte zu viel können (ganz so wie ich) und scheiterte schließlich im weiteren Leben mit seinen hochfliegenden Plänen. Es gehört dies zu dem mancherlei Tragischen, das unser Haus betroffen hat.

Die Jugend hat noch keine Vergangenheit hinter sich, die den Geist belastet und die wie ein Gespenst uns Altgewordenen zuruft: „Weißt du nicht, daß du fällst, wenn du fliegen willst?“ So griff ich denn auch selbst zu den Farben (es waren Wasserfarben; einen schönen Malkasten hatte es zu Weihnachten gegeben) und füllte privatissime viele Blätter mit meinem Geschmiere. Zur Nachbarin, der guten Freundin Molly Cramer, lief ich, die auch malte; sie ist später in Hamburg eine angesehene Malerin geworden. In der Veranda saßen wir zur schönen Sommerzeit am selben Tisch mit unseren Farben vor uns und plauderten und malten, malten und plauderten, reinigten den Pinsel immer wieder im Wasser und spitzten ihn mit den Lippen an. Zu einer weiteren Verwendung der Lippen kam es noch nicht. Und da warfen wir in Konkurrenz Landschaften aufs Papier in freier Erfindung. Es war zumeist eine Villa mit Garten; dabei waren Pappeln und Zypressen beliebt, weil sie eine schlichtere Form hatten. Damit die Häuser gerade stünden, zog ich die Umrißlinien am Lineal. Ein ungelöstes Problem blieb leider der Baumschlag. Aber so kann man auch das Malen wie das Vierhändigspielen zu einer geselligen Kunst machen. Es waren reizende Stunden. Wenn ich übrigens heut gewisse Bilder von Cezanne oder einem seiner Nachahmer sehe, wo nichts als strunkartige Bäume neben einem Haus stehen, das nichts als ein grauer Kasten ist mit ein paar Löchern in der Wand — es klingt enorm unverschämt, aber ich muß sagen, daß mich die Stücke lebhaft an jene unsere Jugendleistungen erinnern.

Ein kleines Gedicht machte ich überdies über einen ein-

samen Pilz im Walde, der wie ein Tisch dasteht und an dem nachts im Mondenschein die kleinen Elfen speisen. Das illustrierte ich in Farben: der Pilz feuerrot mit weißen Flecken. Die weißen Flecken waren die Tellerchen voll Tau, von dem die Elfen naschten. Es war so recht Kinderkram, und man wird denken, ich tue mich wichtig, wenn ich davon rede. Aber was ich hier schreibe, ist wie eine Rechenschafts-ablage, und da soll auch das ganz Dürftige nicht fehlen. Ich selbst fühle dabei noch einmal, wie glücklich ich damals war.

Heute bietet der Zeichenunterricht in den Schulen der Jugend viel mehr als damals. Auch der vergebliche Versuch ist nützlich, um sehen zu lernen und um begreifen zu lernen, was der Könnner kann. Denn wozu ist die schöne Welt, der schöne Mensch, wenn das Auge sie nicht faßt? Die Farbe steht erst an zweiter Stelle; nichts wonniger als die Konturen, seien es auch nur die eines edelen Pferdes, nachzuzeichnen. Es ist, als hätte man das Gottesgeschöpf noch einmal selbst geschaffen, als hätte man göttliche Gedanken gedacht. Wie habe ich darum andere beneidet! Denn auch der Neid war, so schlimm es klingt, ein Stachel in mir, der mich zu vielem trieb; ich weiß nicht, ob auch in anderen, die da streben?

Ganz anders die Musik. Die lag mir, und sie sollte dereinst der schönste Besitz meines Lebens werden. Das schöne Klavier stand im Eßzimmer (nicht im Speisesaal); darauf Mozarts Statue. Es war ein hochstehendes Klavier, Firma Pleyel aus Paris, leicht zu spielen und von durchsichtig hellem Klange. Meinen sämtlichen vier Brüdern hatte jener Mozart umsonst zugelächelt; sie bekamen Unterricht, aber streikten bald. Ich bin in einem unmusikalischen Hause aufgewachsen. Bruder Ernst schwärmte für die Oper; wenn er aber aus dem Troubadour begeistert sang, klang es betrübend falsch, was er nicht ahnte. Doch aber ist es eine Wohltat, auch Minderbegabte eine Zeitlang zur Musik zu zwingen, und meine Eltern taten recht daran. Denn in solchen Men-

schen wächst oft noch im späteren Leben das Verstehen, und ein Sensorium ist ins Hirn gebracht, das, wenn auch oft nur dumpf, für das Formschöne und den Reiz der gesetzmäßigen Melodik empfänglich wird; allein schon das Notenlesen ist ein Gewinn.

Mein armer Bruder John konnte so doch eine Zeitlang im Männerchor mitsingen. Auch liebte er es zeitlebens am Sonntagmorgen sich den Choral „Nun danket alle Gott“ am Klavier zusammenzutasten, indem er in C-dur die Melodie richtig spielte, als Begleitung aber nur immer wieder den Grundton c anschlug. Es klang tief melancholisch. Wofür dankte er Gott? daß er auch noch in seinem hohen Alter bei den Eltern geborgen war? Auch meiner Schwester Fritz fehlte ohne Frage die Begabung, aber sie gab das Klavierspiel doch nie ganz auf; das entsprach ihrem unentwegt standhaften Wesen, und fabelhafte Erregung packte sie, wenn man sie einmal auf den Klavierbock zwang und sie beim Vierhändigspielen, wenn ich etwa den Klavierauszug aus der Oper „Regimentstochter“ aufstellte, aushelfen mußte; da tat sie mit.

Mich brauchte man nicht ans Klavier zu nötigen. Dies Instrument läßt sich leichter als die Geige dazu mißbrauchen, die Zeit totzuschlagen und die Hausgenossen zu elenden, wenn immer wieder erbarmungslos derselbe Fehler kommt und das f mit dem fis zusammenknallt. Da ist es noch erträglicher, wenn rechts und links zwei Drehorgelmänner daherkommen, gleichzeitig die Kurbel drehen und dann etwa in Donizettis Arie aus der Lucia von Lammermoor Chopins Trauermarsch hineinjault. Wer kennt das nicht? Es ist, als führe einem eine Säge durchs Fleisch. Erst in der modernsten Musik des 20. Jahrhunderts sind solche Furchtbarkeiten zu Offenbarungen des Genies geworden. Wer in Beethoven groß geworden, kann nur sagen:

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und wo man baute, stehn nur noch Ruinen.

Mit Beethoven konnte ich nun freilich nicht anfangen. Fingergymnastik ist das erste, wie das Gehenlernen für das Kind; Tonleitern, Etüden! Es rasselte durchs Haus in ewiger Repetition. Auch in der Schule auf der Schulbank gingen meine Finger mechanisch auf und ab. Nicht die drei Hauptfinger, sondern der kleine mit seinem Nachbar sind die steifen Gesellen, die man in Bewegung halten muß.

Im Vortrag sodann macht der Rhythmus die geringste Schwierigkeit; denn schon im Gehen, im Pulsschlag des eigenen Körpers hat man ihn, und die ersten Sonaten, die ich abspielen mußte, wahrten artig den gleichmäßigen Taktschritt. Das Neue, immer wieder Überraschende brachte vielmehr die Melodik in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit, und es galt, sie wohlzusammenhängend und unzerhackt vorzutragen, als sänge man mit den Fingern. Zum Glück war ich Linkser, und beide Hände hatten den gleichen Eifer.

Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, aber früh wurde ich in Mozarts Formgebung heimisch. Meinem Vater aber genügte das nicht. Auch sogenannte Salonstücke wurden von mir sofort gefordert; denn ich sollte vorspielen, und da gefielen nur Tänze oder das unvermeidliche „Gebet der Jungfrau“ und dergleichen. Mir war das recht; mein Vater sah, daß das Geld für den Unterricht nicht auf die Straße geworfen war, und es wurde weiter gezahlt.

Denn ich ließ nicht von meiner guten Lehrerin. Sie kam schon morgens um 7 Uhr angetrippelt, ein kleines älteres Fräulein, Molly Laué mit Namen, die in dem Frauenstift am Klostertor wohnte. Sie hatte liebe Augen im farblosen, faltenreichen Gesicht, dessen Wangen an zerknittertes Handschuhleder gemahnten; das ergraute Haar einfach gescheitelt mit etwas Bandwerk am Hinterkopf und über den Schläfen je drei fromme, am Stock gedrehte kurze Löckchen, die der Seitenkamm festhielt und die in all den Jahren nicht eingingen. Gewiß war sie kein großes Licht. Die Stunden kosteten auch nur 5 Schilling (knapp 50 Pfennig). Dafür aber

leistete sie viel, auch an Geduld; denn ich war ein schlimmer Mensch, und oft fiel es mir bei, sie zu hänseln, weil sie in ihrem Zorn und Kummer so drollig war, wenn ich absichtlich falsch spielte und Gott weiß welchen Unfug trieb. War ich ihr doch in einem Punkt schon überlegen; denn sie hatte ganz kleine runde Händchen und konnte mit den kurzen dicken Fingern nicht weit spannen; meine waren länger, und ich konnte die Oktavenfolgen besser greifen als sie. Auch zuckte sie, wenn sie vorspielte, vor Ergriffenheit ständig mit den Schultern (sie ritt dabei am liebsten eine Polka vor). Das machte ich ihr teuflisch nach, und sie konnte außer sich sein und sprudelte beim Schelten Nässe auf die Tasten, als ob es regnete. O könnte ich ihr jetzt noch Abbitte tun!

Erst später wurde ich artiger. Es war die Zeit, als wir Beethovens Adelaïde als Klavierstück arrangiert vierhändig zusammen spielten. Da drang ich endlich und langsam auch in des großen Meisters so vielgestaltige Sonaten ein. Natürlich war das alles noch ganz unfrei und schülerhaft, d. h. es kam nur auf das richtig Spielen an. Der Wagemut, im Vortrag etwas eigenes daraus zu machen, sollte mir erst sehr viel später kommen.

Wie beneidenswert sind die, die in musikalischen Häusern aufwachsen, wo gleichsam schon die Atmosphäre klingt! Mir war das nicht beschieden, und ich lernte an Musik nur kennen, was die Alte mir in die Hand schob. Ich darbt. In Konzerte wurde nicht gegangen, als wären sie Grönland, und ich Knabe konnte für mich allein nicht abends hinaus bis in den Konventgarten. Sehr musikalisch war freilich mein Onkel Theodor Birt, bei dem regelmäßig Kammermusik gespielt wurde; auch Onkel Wilhelm wirkte da mit. Nie aber bin ich aufgefordert worden, einmal zuzuhören. Ich hätte vielleicht dazu getaugt, die Notenblätter umzuschlagen.

Fünfzehn Jahre alt mußte ich werden, ehe ich die erste Oper hörte. Welche Überwältigung, als mein Vater die ganze Familie am 24. März 1867 in Meyerbeers „Afrikanerin“

führte! Mir war, als stürzte ein Meer klingender Wogen über mich. Welche Tonmassen! wie neu die Stimmungen! und welche Kompliziertheit in allem! Das Raffinement der großen Pariser Oper, das damals Modernste. Arien, Rezitative, Chöre, Koloraturen im höchsten Sopran, das Ineinanderwogen der Instrumente im Orchester. Dazwischen das überraschende Unisono der Violinen. Der berühmte Tenorist Wachtel sang den Vasco de Gama. Und die abenteuerliche Szenerie spielte mit, die bis nach Ostafrika führt; das Seeschiff auf offenem Meer, das man im Querschnitt aufgeschlitzt sieht, so daß die Handlung gleichzeitig auf Deck und in der Kajüte spielt; der wilde Schwarze, Nelusco, der am Steuer steht und das Schiff böswillig zum Untergang gegen die Klippen führt und dazu in rollendem Baß seine Drohungen singt, und endlich Selica, das junge königliche Weib, die bezaubernde Afrikanerin, die zum Schluß in Liebe sich opfert und unter dem Giftbaum, dem Manzanillobaum, der seine blütenreichen Äste weit über die Bühne dehnt, in sich überstürzenden Koloraturen langsam dahinstirbt, Tönen, die wie Funkengarben des Feuerwerks emporstieben und in glühenden Tropfen niedergehen.

Mit fieberheißem Hirn kam ich nach Hause. Die Ausdrucksfähigkeit der Musik ging ins erschreckend Grenzlose. Erst später, als ich die Noten sah, erkannte ich, wie geringwertig, thematisch betrachtet, doch vielfach in dieser Oper bei aller theatralischen Wirkung die musikalische Erfindung ist.

So wird man durch sinnlosen Zufall im Bildungsgang hin und her geworfen. Es war der Weg oder Irrweg, der mich direkt zu Wagner weiterführte, und ich hatte noch keine Note von Bach gelesen, kannte auch von dem schlichten und reinen Ton der Mozartschen Opern noch nichts. Aber das wurde nun bald nachgeholt, und das Stehparterre des Opernhauses sah mich jetzt öfter.

In der Schule gab es natürlich Gesangstunden, aber auch

einen dürftigen Ansatz zur Theorie; freilich keine Harmonielehre. Der damals hochangesehene Leiter des Cäcilienvereins, Carl Voigt, gab uns im großen Zeichensaal, wo das Harmonium stand, Musikstunden. Da lernte ich nicht viel, aber doch das Notenschreiben nach dem Gehör. Die Melodien wurden vorgespielt; wir mußten sie nachschreiben, und zwar schnell. Es war ein Wettschreiben, und wer zuerst fertig war, hob den Finger. Aber der hochgelobte Lehrer, ein Mann von auffallendem Phlegma, kümmerte sich wenig darum und gab eigentlich nur auf den einen Lieblingsschüler acht, der in seiner Nähe saß; es war Julius Spengel, den ich schon nannte, den er sich zum Musikschüler heranzog und der hernach auch wirklich sein Nachfolger am Cäcilienverein geworden ist. Es kam vor, daß ein anderer, und so auch ich, mit der Niederschrift früher fertig wurde als jener; aber Herr Voigt bemerkte mich gar nicht. Das kränkte mich sehr.

Die unheimliche Folge war, daß ich nun auch Melodien, die mir selber einfielen, aufzuschreiben begann. Man nennt das komponieren. Also ich komponierte. Das erste war ein kleiner Walzer, der „Affenwalzer“. Die Notenlinien zog ich mir selbst. Sauer war es, die Begleitung zur einstimmig gesetzten Melodie zurecht zu bekommen. Aber es gelang. Ich zeichnete damals grade einen Orang-Utang ab; dies Bild klebte ich auf das Titelblatt, das ich himmelblau gefärbt hatte. Es war also ein Affentanz. Und dies herrliche „opus 1“ wurde dann der Vorläufer zu weiteren Wagnissen. Es entstanden ganze Klavierstücke unter größter Mühsal. Der Eßtisch wurde abgeräumt, damit ich klexen konnte. Das Malen aller Notenköpfe, bald auf der Zeile, bald zwischen den Zeilen, die Pausenzeichen, das Unterscheiden der 16tel und 32tel: es war aufreibend, und ich verging in Bewunderung der großen Tonmeister und ihrer ungeheuerlichen Geduld, die da die ganzen vielstimmigen Partituren zu den Symphonien und Opern eigenhändig aufs Papier malten. Ich habe mir oft eine Musikschreibmaschine gewünscht.

Dr. Schleiden lud bisweilen einen Kreis seiner Schüler zum Nachmittagstee ein, wo es wunderschön behaglich herging, im zweiten Stock des Schulhauses. Da waltete Frau Schleiden, geb. Speckter, die Tochter des berühmten Künstlers Otto Speckter. Sie trug sich schlicht; in weißer Tüllhaube mit Rüschen und einer Schleife unter dem Kinn, so pflegte sie durch das Haus zu wandeln, um Ordnung zu schaffen, und verband mit einer gewissen Strenge oder Entschiedenheit des Wesens eine aufmunternde Freundlichkeit in Blick und Wort, die uns bald die Befangenheit nahm. Sie war im Haus der praktische Verstand, ihr Gatte der dichterisch gestimmte Weise, begabt, hohe Gedanken und stark Empfundenes in schwungvollen Worten vorzutragen. Als dritte im Haus wirkte seine Schwägerin Fräulein Speckter mit, die, echt tantenhaft, die Mildigkeit selbst war. Diese kredenzte uns den Tee. Da wurde aber auch das Klavier aufgeschlagen, und wer spielen konnte, sollte heran. Der erwähnte J. Spengel tat das alsbald wunderhübsch. Da erdreistete auch ich mich, ich Frechling, und spielte nichts Geringeres als meinen Affenwalzer vor. Was passierte mir da? Sofort erhob der eben genannte seine Stimme und rief: „Gestohlen!“ Gestohlen? Ich erbleichte. „Woher denn?“ rief ich entrüstet. Keine Antwort. Es schien mir im tiefsten ehrenrührig, also ein erschütterndes Ereignis. Die Note war ja nicht der Rede wert, aber ich war von meinem Eigentumsrecht heilig überzeugt und bin es noch heute. Dr. Schleiden legte beschwichtigend die Hand auf mich. Aber ich hatte zum ersten Male erfahren, wie brenzlich es ist, unter die Künstler zu gehen.

Physik und Chemie

Der Unterricht aber ging weiter, und ich kann nicht aufhören, davon zu reden. Es folgte der höhere Stufengang von

meinem 13. bis 15. Jahre. Da wurde mir von Dr. Hallier Griechisch angeboten, wie vorher das Latein, und ich sagte wieder: warum nicht? Schaden konnte es mir nicht. Kaum aber hatte ich damit begonnen, die griechische Schrift lesen gelernt, auch die schauderhaften Akzente, die man da über die Vokale setzt, begriffen, auch schon etwas von der Deklination der Hauptwörter erfaßt und solche Wörter wie „*techne*“ (die Kunst), „*ánthropos*“ (der Mensch) und „*theós*“ (Gott) mir eingeprägt, als es zu Hause hieß: Unsinn! Nicht griechisch, der Kaufmann muß vielmehr spanisch lernen, und das griechische Lernbuch wurde beiseite geworfen. Es war das damals modernste Buch, die Grammatik von Georg Curtius, einem Kenner des Sanskrit und Vertreter der sprachvergleichenden Wissenschaft. Zum Glück verklopfte ich das Buch nicht beim Trödler, um Taschengeld zu haben. Ich ahnte nicht, daß es mir einst noch nützen würde.

Dann aber Physik und Chemie, die große Kunde und Wissenschaft vom Unbeseelten, von der Materie, die sich gleichwohl selbst gestaltet: Erkenntnisse, die ich stets geflohen (denn sie störten die Illusion) und die mich nun doch mächtig packten. Denn sie öffneten mir das Weltall. Die Schleidensche Schule hat wohl als eine der ersten als Pflicht erkannt, die Knaben auch in die Anfangsgründe der Chemie einzuführen, und die Lehre ging ins Kleinste wie ins Größte, Atomenlehre und Lehre von den Gestirnen.

Wie schön war es, nachts kenntnislos wie ein Naturkind unter dem Himmel zu stehen, wenn dort oben die Sterne funkelten mit ihrem zitternden weichen Glanze, ein himmlischer Goldschmuck im schwarzen Mantel der Nacht! Meine Schwester wußte die hübschen Namen der Fixsterne, wie Wagen und Orion, und die der Planeten, und ich sprach sie nach, als hätte der liebe Gott selbst im Himmel sie so getauft. Und nun gar der Mond. Als silberne Sichel stand er da, eine Sichel in keines Schnitters Hand, als ruhte sie aus von großer Ernte, oder wie eine silberne Gondel, die im

nachtenden Weltmeer vor Anker liegt. War Vollmond, so forschten wir gläubig nach dem Mann im Mond und ergötzen uns an seiner grämlichen Grimasse. War Neumond und er blieb aus, so dichtete ich:

O Mond, welch Unterfangen!
 Du bist nicht aufgegangen?
 Sag', konntest du vergessen,
 Wie viele schmerzbesessen
 Im rosenduftigen Garten
 Auf dein Liebäugeln warten?

Ich fühlte wohl die Natur, die als ein Ganzes immer neu sich herstellt, aber ich forschte nicht. Sechsjährig hatte ich — am Anfang Oktober 1858 — den gewaltigen Kometen gesehen, der mit langem hellen Schweif wohl eine Woche lang über den Nachthimmel ging; aber es war in unserem Hause nichts als Staunen über Gottes Allmacht. Geheimnis war alles, und ich liebte es. Nun aber wurde vor mir der Schleier gehoben. Die Astrophysik setzte ein, und ich erfuhr die Ordnung des Sonnensystems, das die Gelehrten errechnet, die elliptischen Laufbahnen der Planeten und daß in einem der Brennpunkte der elliptischen Bahn unsrer Erde die Sonne steht und wie man durch Beobachtung des Venusdurchgangs durch die Sonnenscheibe die Größe des Sonnenkörpers mißt und wie der gequälte Mond die Doppelarbeit leistet und nicht nur um die Erde, sondern überdies mit der Erde um die Sonne wandert.

Ich begriff wohl bei weitem nicht alles, was ich hörte; aber ein neues Hochgefühl des Unbegreiflichen entstand, der Begriff der Unendlichkeit von Zeit und Raum, vor dem die Seele erschauert. Denn alles Endlose ist unpositiv und läßt sich nur durch Negation oder Verneinung in Worte fassen: vom Ewigen wissen wir nichts zu sagen als was ihm fehlt, der Anfang und das Ende. Bodenlose Abgründe über uns und unter uns, in die wir starren. Der Raum ist das Meß-

bare, die Zeit ist es gleichfalls; jetzt erst wurde mir Schillers herrliches Jugendgedicht „Die Größe der Welt“ zum Eigentum, das da schließt mit dem Verzicht: „Kühne Seglerin Phantasie, wirf ein mutloses Anker hie!“ Der Menschengeist hat das All umsonst durchflogen.

Aber auch für das Endliche wurde mein Auge geöffnet. Wie staunte ich oft im kindlichen Unverstand, wenn ich sah, daß die Gegenstände, je ferner sie sind, mir um so kleiner erschienen. Wie oft ging ich in unseren St. Georger Alleen hin und her und fragte mich: wie kommt es, daß die letzten Bäume da hinten so bescheiden tun und einschrumpfen, als wollten sie sich verstecken, und kam ich nahe, war alles Täuschung. Jetzt aber lernte ich die Anfänge der Optik, des Sehprozesses, und aus dem Gesichtswinkel, in den die wahrgenommenen Objekte treten, aus der Natur des Auges, das die Umwelt auffängt, erklärt sich die Verkürzung. Je kleiner der Gesichtswinkel, desto kleiner auch das Bild der Gegenstände; er verkleinert sich aber für das, was ferner ist. Nun erst wurden mir die Gesetze der Perspektive, denen ich beim Zeichnen folgte, aus ihrer Ursache verständlich.

Und nun die Ursachen der Bewegung! Da trat zur Physik auch noch die Chemie. Auch sie durfte nicht fehlen. Denn es gibt zwei Arten der Bewegung: die eine die der festen Körper, die nach dem Gesetz der Schwerkraft nur ihren Ort verändern, aber selbst unverändert bleiben, und die der Zersetzung in den Stoffen, die durch Anziehung oder Abstoßung geschieht und da den Stoff als solchen verändert.

So wurden wir denn auch zur Beobachtung chemischer Prozesse angeleitet. Aber es nützte mir wenig. Ein kleines Laboratorium war im zweiten Stock des Schulhauses eingerichtet. Man wird sich nicht wundern, daß es noch sehr primitiv war; es entbehrte vor allem noch jeder Ventilation. Die Chemikalien wurden nur in einen Wandschrank geschoben, dessen Verschuß nicht luftdicht war, und ein fürchterlicher Ge-

stank nach Schwefelsäure oder anderen Säuren saß da fest und umnebelte die Sinne. Und da lernten wir nun freilich allerlei Formeln wie: Salpetersäure ist NO_5 , dagegen salpetrige Säure NO_3 usf. Was ist Rost? Es ist die Verbindung von aus der Luft ausströmendem Sauerstoff mit dem Eisen; daher ist der Rost schwerer als das Eisen. O diese Weisheiten! Wie schnell hatte ich sie wieder vergessen!

Aber es wurde auch experimentiert mit Retorten, Glasröhren und Korken, Filtern und kleinen Wannen (auch eine galvanische Batterie war da), und wir sahen, wie der Herr Lehrer, Dr. Joachim, eine Flüssigkeit in die andere goß, und es entstanden weiße oder milchige Niederschläge. Jod verdampfte vor uns violett. Vor allem wurde blaues Lakmuspapier in irgendeine Säure getaucht (das durfte ich selbst ausführen) und siehe da, es wurde rot. Tauchte ich aber das nun rote Lakmuspapier in eine andere Flüssigkeit, so daß es wieder blau wurde, so hatte ich es mit einer sogenannten Basis zu tun. Im Gips ist z. B. Kalk die Basis, mit der sich Schwefelsäure verbunden hat; denn Säuren suchen ihre Basen. Ich glaube, so war die Lehre; oder irre ich mich?

Ach, leider ging es bei diesem Unterricht nur zu bubenhaft lustig her, und der gute Lehrer sah mich oft tiefbetrübt an. Ich gerierte mich beim Abtropfen und Gießen, als wäre ich ein Küchenjunge, und es wurde vermieden, mir eine Retorte wieder in die Hand zu geben. Mein Interesse wollte nicht haften. Laß die Materie Materie sein und sich mit sich selber abfinden. Sie tut seit Ewigkeit von selbst ihre Pflicht, und ich brauch' ihr nicht zu helfen. So dachte ich. Ich war gleichsam selbst eine Säure, die nach der ihr wahlverwandten Basis suchte. Diese Basis aber lag auf anderem Gebiet, auf dem Gebiet des Beseelten und des Menschentums, des menschlichen Geschehens, Fühlens und Denkens, und auch dafür war in dieser Schule auf das trefflichste gesorgt.

Literarisches

Dr. Schleiden war es, der mich jungen Menschen früh kraft seiner Persönlichkeit in seine religiösen und literarisch-dichterischen Gedankenkreise hineinzog, emporzog. Enthusiasmus und Inbrunst war in seiner Rede, doch maßvoll und voll Würde, ein tiefer Ernst, der sich mit heller Freude am Leben verband. Er war ein ganzer Mann und Pädagog von Gottes Gnaden. Aus der Liebe zur Sache kam die Wärme seines Wesens, die mit ständigem Funkenschlag zu mir übersprang. Ein Nahegefühl wuchs in mir und blieb in mir, bis ich fühlte: er selbst war mir zum väterlichen Freund geworden.

Wie peinlich kann es wirken, wenn der Schullehrer am Wochenanfang pflichtgemäß das Gebet spricht. Er tut es nur zu oft formelhaft und ohne Erleben. Anders dieser Mann, der dabei stets neue Worte fand und wie aus tiefem Herzen die höhere Macht für sich und uns zur Hilfe rief. Ich würde es nie vermögen, so vorzubeten. Es scheint eine zu freie Entblößung der gottsuchenden Seele. Aber der Berufene darf es tun, und wir brauchen Männer, die — wie einst der große Kirchenmann Augustinus — ihr eigenes Gebet in die Welt tragen.

Ich selbst war, wie damals wohl die meisten, streng orthodox erzogen und blieb noch lange in dieser Bindung, die manchem im Freiheitsdrang drückend scheint, aber das Gedeihen der Unfertigen sichert. Schleiden war viel zu weise, uns darin zu stören; aber er betonte nicht das Dogmatische, sondern das Ethische, die Religion der Menschenliebe.

Die Gottesliebe, die man predigt, ist schwer zu fassen (denn Gott ist der unbegriffen Unbegreifliche), die Menschenliebe dagegen das, was der einfachste Verstand versteht, und so gab er uns Herders herrlichen Prolog zu lernen, aus dem noch heute allerlei Zeilen in mir nachtönen. Es ist die Kampfrede für den Altruismus, daß der Mensch sich aus sich selbst befreie: „In anderen ist unseres Lebens Ziel. Ein Wort

enträtselt uns des Weltalls Labyrinth in Lust und Schmerz; es ist das süße Zauberwort „für dich“. Für dich! ruft eine Mutter aus und stirbt für ihre Kinder. Für die Nachwelt, auch wider Willen, lebt und stirbt der Mensch“ usf. Dazu Goethes „Ganymed“, die jauchzende Himmelfahrt der jungen Seele: „aufwärts an deinen Busen, allliebender Vater.“

Sodann Rückerts „Weisheit des Brahmanen“; auch die wurde uns in die Hand gelegt, jenes Gedichtbuch, das in orientalisierender Spruchform auf den Leser das Frommgefühl eines gereiften deutschen Mannes überträgt, der mit seinem Gott, mit Tod und Leben, den vollsten Frieden gefunden. Wodurch? Weil wir aus Gott selber stammen, gleichsam ein Hauch aus ihm. Es waren die ersten pantheistischen Töne, die mich ergriffen:

Woher ich kam, wohin ich gehe, weiß ich nicht.
Nur dies: von Gott zu Gott ist meine Zuversicht.

Oder anders gewendet:

Was hat dich, Geist, vermocht aus Gott hervorzuwallen?
Er hat dich nicht verbannt, du bist nicht abgefallen.
Die Liebe nur hat dich, die Liebe dich vertrieben.
Er wollte, daß er dich, daß du ihn könntest lieben.
Wärest du nicht außer ihm, wie könnt'st du suchen ihn?
Wär er nicht außer dir, wie könnt' er an dich ziehn?

Wie viele sind es wohl, denen diese Dichtung heut noch etwas bedeutet? Wir Heutigen sind zu schnellebig, und ihre abertausend Verse, ewig gleichgestimmt, wirken narkotisch. Kein Mensch kann sie auslesen; eine Auslese ist also nötig, und auch damals schon machten wir es nicht anders.

Das war Schleidensche Art, durch Dichtung den Dingen des Glaubens nahezukommen. Das Phantastische muß helfen und das Schöne, und so führte das Religiöse zugleich zum Ästhetischen hinüber. Die griechischen Götter wurden uns lebendig gemacht, die italienische Renaissance, die deutschen Klassiker und Klassizisten. Um das recht zu verstehen, muß man auf den Philosophen Jacob Fries zurückgreifen.

Unser Lehrer Heinrich Schleiden war Hamburger von Geburt, Bruder des vielgenannten Naturforschers und Botanikers Joh. Matthias Schleiden, der als solcher, wie ich lese, auf Grund mechanischer Welterklärung ein neues Verständnis aller Lebensgebilde und Organismen zu eröffnen versucht hat und durch seine Schriften über die Rose und über das Salz populär wurde. Beide Brüder waren Fries' Schüler in Jena um die Jahre 1820—1830. Es war jenes Zeitalter, als nach Kants „Kritik der reinen Vernunft“ ein neuer Rausch des Philosophierens und Welterklärens über uns Deutsche kam und ein erkenntnis-theoretisches System neben dem anderen aus dem kritisch neu durchgepflügten Boden aufwuchs. Neben Fichte, Schelling und Hegel, Schleiermacher und Schopenhauer stand damals Fries, der Schleswig-Holsteiner, der selbst von starkem religiösen Bedürfnis getragen, eine „Neue Kritik der reinen Vernunft“ schrieb, in der er für den, der nach Erkenntnis sucht, den Glauben neben dem Wissen zu seinem Recht zu verhelfen sucht. Die Sinne, die die Objekte der Umwelt wahrnehmen, geben das Wissen; alles Übersinnliche bleibt Sache des Glaubens, so auch die Gültigkeit des Sittengesetzes. Aber noch ein Drittes kommt hinzu, das Ahnen; denn das Übersinnliche stellt sich auch im Sinnlichen dar; das ist die Schönheit, und das Ahnen ist es, das uns hilft, auch in den Wonnen der Natur und einer edlen Kunst das Göttliche, an das wir glauben, zu erfassen. So ist die Kunstfreude mit der Religion verbunden, das Griechentum mit Christus ausgesöhnt, Gedanken, die ja auch schon in Schiller voll lebendig waren, um so brauchbarer also für ein Menschenkind, wie ich es war.

Was wir da also sonst noch lernten aus den Bereichen deutscher Dichtkunst? Da klingen mir Lenau's Schilflieder im Ohr, dessen kranke Schwermut mich anzog, weil sie mir so fremdartig; die ungarische Pußta in der „Werbung“, seinem Meisterstück. Welcher junge Mensch kann diese „Werbung“ deklamieren, ohne im Innersten zu erzittern?

Vor allem aber wurde Platen mit Sorgfalt gelesen, gelernt, studiert. Seine Verse schienen damals technisch der Gipfel der Dichtkunst, seine Sonette, seine Oden, seine satirischen Komödien wie „Die verhängnisvolle Gabel“ (kein unreiner Reim! welches Wunder! und keine Silbenlänge zur Kürze entwertet!), und da hatten wir in beredten Worten Griechentum und Renaissance, atmeten die reine lichttrunkene Natur des Südens, den schwelgerischen Hauch des Mittelmeers: Venedigs Lagunen, Florenz unter der Sonne der Medici, in Capri, in Amalfi das Leben der Fischer, die Tarantella der Jugend, die Schönheit der südländischen Menschenrasse; die Wunderwerke der Kunst eines Bellini, Rafael und Tizian; Roms Villa Pamfili, die Cestiuspyramide, die melancholische Freude eines Schönheitssüchtigen an der einstigen Größe der Zeiten Lionardos, der Zeiten des Horaz. Es war alles nur angedeutet, aber tausend Anlässe gegeben zum Fragen und Forschen. Und nun gar Neapel!

Fremdling, komm in das große Neapel und sieh's und stirb.
Schlürfe Liebe, geneuß des beweglichen Augenblicks
Reichsten Traum.

So erwacht im träumenden Dichter endlich die Sehnsucht,
im Süden zu sterben:

Möchten hier einst meine Gebeine friedlich
Ausgestreut ruhn, ferne der kalten Heimat,
Wo zu Reif einfriert an der Lippe jeder
Glühende Seufzer.

Sind das nur Dichtergefühle? Nein. Jeder deutsche Spießbürger fühlt heute noch etwas von der alten Germanensehnsucht, der Sehnsucht jener Hohenstaufen, deren Gräber man im Dom zu Palermo sieht. Schon Alarich, der Westgote, fand im Fluß Busento sein Grab.

Das war der Unterricht. Aber auch zu Leseabenden lud uns der freundliche Lehrer, und da lasen wir z. B. Schillers Piccolomini mit Rollenverteilung, Schleiden selbst den Octavio; er tat es glänzend. Ich saß am Tisch als Max ihm gegen-

über und kroch mit meinem Heldentum schüchtern vor ihm zusammen.

Genug hiervon; aber war es nicht herrlich, was die Schule den Hamburger Kaufmannsöhnen bot? Das Beste aus dem geistigen Gut der Zeit.

Kein Wunder aber, daß nun ich (um von mir zu reden), so grün ich war, mit meiner eigenen Dichterei mächtig ausholte. Für wen dichtete ich? Nur für mich. Ich wurde ein Freund der Einsamkeit, genoß die Wonne, mich tief in mich selbst zurückzuziehen. Aber ganz ohne Publikum hielt ich es doch nicht aus. Zwar, was mir heilig schien und mein Innerstes bewegte (und dies war das meiste), verbarg ich vor allen im Haus; mit meinen Balladen aber flüchtete ich in die Küche.

In der Küche war ich wie zu Hause, nicht als Topfgucker; aber es roch da oft so gut, und das Sausen der Kessel, das Brodeln in den Pfannen klang so erregsam und stimmungsvoll, so daß ich es oft gern übernahm, mich vor den großen Korb zu setzen und Bohnen oder Erbsen zu pahlen, hackte auch den Spinat mit dem schaukelnden Hackmesser, und die drei Dienstboten wurden mir zu guten Freundinnen, besonders Kathrine, die ausgezeichnete Köchin mit dem dunklen Haar und frischen, braunen Augen. Da schlich ich nun auch abends heimlich in die Kellerräume hinunter, setzte mich auf den Küchentisch, über dem die Petroleumlampe brannte, zog mein Schreibheft heraus und las mit flammender Seele meine Balladen vor von Blücher in der Schlacht bei Brienne, vom Deserteur, der in dem Laufgraben erschossen wird, und sonst noch manches. Die Sensation war groß. Die Augen der Hörerinnen schienen mich gierig zu fressen, und ich fühlte mich wundervoll belohnt. Es waren die größten Erfolge, die ich als deutscher Dichter je genossen; ein wahres Hochgefühl.

Seitdem gab es keinen Zweifel mehr: der Parnaß war meine Heimat; ich hatte meinen Beruf gefunden; und ich be-

gann nun auch ein Drama in fünf Akten zu schreiben (es war hohe Zeit; die Welt harrete darauf). Das Schauspiel handelte von Alexander dem Großen und ging, wie sich von selbst versteht, in Versen. Zunächst wurden nur zwei Akte fertig; die reichte ich keck bei Dr. Schleiden an Stelle von zwei Schulaufsätzen ein. Der weise Mann aber hatte zwar ein freundliches Lächeln; die Zensur vor der Klasse fiel jedoch äußerst nüchtern aus. Es waren auch jetzt wieder nur Sprachfehler, die notiert wurden, und es schien unnötig, mein einigermaßen gedunsenes Selbstgefühl noch weiter durch Lob aufzublähen. Das war wohl schmerzhaft, aber es war gesund. Ich sollte ja doch Kaufmann werden; da schadet es nichts, wenn man etwa als solcher auch im Reitstall reiten lernt, aber nicht den Pegasus. Dazu mich zu ermutigen, schien untunlich.

Mehr äußeren Erfolg hatte ich mit etwas anderem. Mich packte der Eifer zum Kartenzeichnen. Ein kleines Lehrbuch der Geographie schrieb ich mir zusammen und zeichnete die nötigen Kartenbilder hinein. Dann aber leistete ich zwei große Wandkarten für die Schule selber. Die Sache war mühseliger, als ich dachte. Die eine Karte gab unser Deutschland oder vielmehr das alte Germanien, wie es zur Zeit des Tacitus und Ptolemäus gewesen sein sollte; dies war nur die Vergrößerung einer Vorlage. Auf der zweiten dagegen vereinigte ich Altgriechenland und das ganze Kleinasien, wie es etwa um 400 v. Chr. gewesen. Dafür aber fand ich keine Vorlage, und es fiel mir schwer, das Gradnetz herzustellen, in das ich die Gestalt beider Länder zusammen einzeichnen konnte. Dr. Schleiden aber würdigte diese Arbeit, sie für den Geschichtsunterricht in der Klasse aufzuhängen: mein erstes kleines Werk, das Zwecken diente.

Es ist wirklich fesselnd, solche Karten zu zeichnen, d. h. gleichsam ein Land mit seinen Küsten und Flüssen und Gebirgen vor sich aufzubauen; das Schwierigste, wenn alles andere steht, das Eintragen der Namen in lesbarer Schrift. Ich

tat dies mit Tinte und Feder so vorsichtig ich konnte, und es war zum Heulen, wenn die Feder, die zu voll war, die Tinte nicht festhielt und ein scheußlicher Klecks entstand. Da war er! Wie ihn tilgen? und wer war schuld? Im Unglück hadert man gern mit dem Schicksal, und das Schicksal oder Geschick war doch nur Ungeschick, nämlich mein eigenes.

So schien ich denn ein ganz biederes Kerlchen. Einmal aber stand ich doch als schwerer Sünder da. Es war 2 Uhr nachmittags und die Schulstunden zu Ende. Ein Klassen-genosse aber mußte dableiben; denn er hatte eine schlechte schriftliche Arbeit geliefert und sollte nachsitzen und sie zur Strafe noch einmal schreiben. Der kam zu mir und bat: „ich weiß nicht, wie ich's machen soll. Borge mir deine Arbeit, ich will sie nicht abschreiben, nur zum Durchlesen will ich sie“. Was tun? Ich gab sie ihm, ohne viel dabei zu denken. Da wurde die Sache entdeckt, und ich war beides, Hehler und Helfer beim Betrug gewesen. Da hagelte eine Kanzelrede Schleidens auf mich nieder: „Wahrhaftigkeit ist das Erste bei jedem anständigen Menschen.“ Donnerwetter! Ich schämte mich gräßlich. Wie würde der gute Mann morgen zu mir sein? Aber das Gewitter war vorüber, und er hat mir meine Übeltat nicht nachgetragen.

Körperliches

Begreiflich ist, daß ich bei meiner Lebensweise, dem unausgesetzten Lesen und Schreiben, Zeichnen und Musizieren, das sich immer mehr steigerte, immer schwächer wurde. Die wenigen Turnstunden halfen mir nicht. Am Reck und Barren und beim Stangenklettern machte ich klägliche Figur. Nur im Schnellauf und Springen war ich immer noch gewandt, konnte aber auch gut schwimmen. Das tat ich mit Hingebung und fühlte mich wie ein Fisch im Wasser:

Könnt' ich den Menschen in mir ermorden,
Ich wäre ein guter Lachs geworden.

In der Außenalster lag die Badeanstalt, wie noch heute, in der Nähe der Lombardbrücke, mit großem Bassin und Tiefwasser. Von der Schule strömten wir dahin, und es war da ein herrliches Treiben. Aber viel schöner noch, wenn ich mit meinem Bruder Ernst zum Freibad in den Kahn stieg. Er nahm mich in aller Morgenfrühe weithinaus durch den Hammerbrook zur Oberelbe mit. Schon um 5 Uhr waren wir auf den Beinen und hatten dorthin wohl eine Stunde zu laufen.

Die Oberelbe war ganz einsam, vom großen Hamburger Hafen weit abgerückt und fast ohne Schiffsverkehr. Der Strom kam mächtig daher aus fernen, unbekanntem Gebirgen; nur Buschwerk und Weiden an seinen stillen Ufern und hohes Schilf, das im Morgenwind rauschte. Da wurde vom Fischer der Kahn entlehnt; der Mann ruderte uns selbst hinaus, und wir sprangen gottselig kopfüber in die treibende Wassermasse, als wäre sie für uns geschaffen und ich durfte jede Welle umarmen. Nacktheit, Freiheit, Entfesselung, Natur in der Natur! Das ist das Wahre. Ich träumte mich in die Wildnis. Konnte es anders sein, wenn ich im Indus schwamm oder im Amazonenstrom? ich selbst nichts als Naturgewächs, Menschenwildwuchs, indianerhaft. Warum drängte rechts und links nicht der Urwald ans Ufer? Warum hörte ich nicht den Schrei des Jaguar und kein Kondor strich mit Riesenschwingen über uns her? Es war so still. Nur die Krähen zogen krächzend über die Felder; ein Mäusebussard zog lautlos seine Kreise, und durch das Schilf huschten hin und wieder die gräßlichen Wasserratten.

Ein heißer Kampf ist es, gegen den Strom zu schwimmen, ein doppelter Genuß, auf dem Rücken liegend wieder hinabzugleiten, als würde man von weichen Händen dahingetragen; köstlich auch, wenn wir endlich, müde vom Wassertreten, im Boot, das langsam wieder stromauf glitt, uns ausruhten,

nur das Tuch über den Kopf, uns nackt auf die Planke legten, das Wasser perlend von uns abrieseln ließen und tief atmend in den Himmel starrten, bis der weiche Wind sein Werk getan und am ganzen Leib die Haut trocken war. Noch lange blieben wir dann im losen Hemde; denn der Fischer, der uns ruderte, hatte Geduld, und wir teilten mit ihm unsere Brotschnitten, die wir mitgebracht. Sie waren von gestern, aber extra fett geschmiert, und ich biß tief hinein. Das macht der Hunger.

Auch Tanzstunde gab es damals schon, je früher, je besser, aber leider nur unter uns Buben. Das war nichts. Es war öde und fast lächerlich, wenn wir zu Galopp oder Polka oder Wiener Walzer uns umfaßten oder beim Lancier uns verbeugten und Chaine machten. Auch erwähne ich das nur um einer Berühmtheit willen, das war der Tanzlehrer Knoll mit seiner Geige. Erste Qualität; eine Erscheinung, rosig und wohlgenährt, stets schön frisiert und blank; in der Gesellschaft wohl angesehen. Die feinsten Privatbälle beseelte er und lieferte die Musik, wenn der Klavierspieler hinzukam, wundervoll. Selbst zu Schubertliedern wie „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein“ wurde gewalzt. So spielte er auch uns auf und machte uns geigend in Lackstiefeln jeden Tanzschritt vor. Weniger erquickend war es für mich, wenn er mich heranholte, um mit mir den Walzer vorzutanzten, und mich an sein korpulentes Ich drückte, das Wärme sprühte. Mir wurde schwül dabei.

Im Crasemannschen Hause fanden diese Übungen statt, deren Zweck war, uns zu veredeln oder, wie man jetzt sagt, unser Wesen zu rhythmisieren. Aber wir waren eben Buben, verleugneten es nicht, streuten in der Tanzpause Knallerbsen, und als der Tanz von neuem losging, ging auch der Teufel los, und es knallte an allen Ecken und Enden des Saals. Wütend stürzte Herr Knoll auf den Flur hinaus, griff zum hohen Hut, und der Geigenkasten klappte zu. Da ging dann ein Flehen und Bitten und Entschuldigen los; die liebe Frau des

Hauses half uns dabei nach Kräften, und unser Meister stand wieder da als gekränkte Majestät; seine Saiten klangen, und wir umschwebten ihn als reuige Sünder.

Im Spielhof der Schule aber ging es mir schlimm. Man ist eben im Nachteil, wenn man kein Athlet ist und im Ringen und Raufen sich wenig hervortut. Das Erlebnis, das ich meine, hat mich dauernd beeinflußt. Irgendein Knabenspiel sollte angehen. Wir waren 13; aber nur 12 waren verwendbar. Wer sollte ausscheiden? Alles rief: Schmidt-Pauli soll das entscheiden; es ist der allgemein beliebte Mitschüler, den ich schon einmal genannt habe. Er sah sich um und wies mit dem Finger auf mich. Vielleicht war das gar nicht so ehrenrührig, vielleicht auch nur Zufall; derartige kam oft vor. Aber ich nahm das symbolisch, drehte mich ab, warf mich auf eine Bank und biß die Zähne zusammen. Ich glaube, ich hätte weinen mögen. „Ich bin nicht wie die andern, dachte ich; als minder gelt' ich und mag meiner Wege gehen.“

Seitdem änderte sich für lange Zeit mein Verhalten; ich isolierte mich gerne, hatte den Trieb mich abzusondern, wenn viele meiner Bekannten Gemeinsames planten, und wartete lange, ehe ich irgend jemandem näher trat. Meine Arglosigkeit war dahin.

Auch wurde das Leben plötzlich ernster. Meine Konfirmation nahte heran, zugleich die Berufswahl für mein künftiges Leben. Darüber hatte ich bisher wenig nachgedacht. Warum auch? Jeder Tag mochte für sich selber sorgen.

Was soll ich werden?

Mein Bruder John war einen Beruf auszufüllen nicht geeignet. Verschiedene Häuser nahmen ihn auf Probe als Lehrling an; aber er wurde überall wieder abgeschoben, und dann vorläufig, so gut es ging, im väterlichen Geschäft beschäftigt.

Reich an Talenten war dagegen mein munterer Bruder Alex, und er durfte seinem Wunsche folgen, Architekt zu werden. Mein Vater schlug ihm so leicht nichts ab; der Baumeister Stuhlmann, der Erbauer unseres Wohnhauses, war in dieser Sache sein Berater. Latein zu lernen und das Reifezeugnis einer höheren Schule zu erwerben schien in Hamburg vor dem Jahre 1866 für den erwählten Beruf noch unnötig; in diesem Sinne sprach auch Herr Stuhlmann, und Alexander verzichtete gerne darauf.

Das Erste war die Zimmerei. So ging er (April 1865) vergnügt als Lehrling auf den Zimmerplatz im Bargesch, der damals nichts als ein großes Sägewerk unter freiem Himmel war; es ist der Platz, der seit 1873, stattlich bebaut, der Hansaplatz heißt und mit dem Hansabrunnen geschmückt ist. Es machte mir Spaß, den Bruder da aufzusuchen. Im Schurzfell, kurzer Jacke und Manschesterhosen, den Zollstock im Stulpenstiefel, zog er tagtäglich schon morgens um 5 dahin (der Vater war es, der ihn weckte) und sägte da unter Aufsicht des Zimmermeisters Ernst Möller und trieb mit dem Keil die Balken auseinander, daß die Splitter flogen. Schweißgebadet kam er immer nach Hause und roch entsetzlich nach Holz und Sägespänen. Da wurde viel Seife verbraucht; denn warme Waschungen waren nötig. Auch das Messen, das Rechnen und was sonst theoretisch nötig, lernte er fleißig, errichtete sich oben auf unsrem Boden ein Atelier und zimmerte und schnitzte da in Miniatur die reizendsten Gerüste und Dachformen, die er aus zierlichen Balken aus Lindenholz zusammensetzte. Das war einmal etwas Neues für uns, und ich habe ihn maßlos bewundert. Im Jahre 1867 ging er dann auf das Polytechnikum nach Stuttgart ab. Vorher aber war er mein Wohltäter geworden.

Ich hatte in der Schule endlich alle Klassen durchlaufen und sollte — das war beschlossen — nunmehr ins Korngeschäft; nur die Konfirmation sollte noch voraufgehen. Da kam es auf einmal: die Verzweiflung befahl mich, tiefste Schwer-

mut, ein Angstgefühl. Ich wußte nicht, wohin mit mir. Ich hatte ja spanisch gelernt, war auch im kaufmännischen Rechnen mit Wechseln und Tratten auf der Schule fix eingeübt. Aber was nun folgen sollte, widersprach meiner Natur. Ich auf Geldgewinn laufen? Warenwerte taxieren? auf Profit arbeiten und gar andere Leute zu immer riskanten Käufen großen Stils überreden? In mir war damals im Gegenteil der Einsamkeitstrieb entstanden, die Scheu, der Haß gegen alle Aufdringlichkeit, und ich sollte den Menschenverkehr suchen, um davon zu existieren?

In meiner Not schrieb ich nieder, was mich bewegte; denn das war immer meine Zuflucht:

Soll ich mich binden an ein Kaufmannsleben?

Am Pult abzehren meine Jugendkraft? . . .

Nein, zeig' mir, Gott, von den Berufen allen

Den, welcher mir und meinem Geist entspricht . . .,

ein Notschrei, an keinen Menschen, nur an die höhere Macht gerichtet. Dem Vater kam ich damit nicht und hätte wohl nie versucht, seine Pläne zu durchbrechen, die, was wichtig, auch mein Bruder Ernst billigte. Den Zettel hatte ich achtlos unter meiner Schreibmappe liegen lassen; da fand ihn Bruder Alex. Es war Sonntagmorgen. Ohne mein Wissen brachte er ihn zu meinem Vater. Der las ihn, stellte mich, und ich konnte ihm mein Herz ausschütten. Was ich möchte? Studieren möcht' ich! Sogleich nahm er Hut und Stock, gab seinen Kirchgang auf und begab sich zu Dr. Schleiden. Der redete zu, und um die Mittagsstunde fiel das Wort, das meinen Lebensgang bestimmt hat, das Wort der Erlösung.

Ich habe meinen Vater umschlungen, den Alex erst recht, die Mutter durchgeküßt, denn ich sah, wie sie sich freute, und auch noch in den nächsten Tagen war ich wie im Tausel, lief bei Sturm und Regenwetter durch alle Hamburger Straßen, vor allem im Geschäftsviertel — Große Reichenstraße, Huxter, Gröningerstraße, Trostbrücke — und sah mir

alle Firmenschilder an, Rimpau, de Voss, Rée, Heyne, Heerup, Eggers und wie sie sonst hießen.

Es waren und sind zum Teil noch heute jene altmodisch engen, übelgeplasterten Gassen, wo der Rinnstein noch durch die Straßenmitte läuft, mit den uralten Backsteinhäusern; die Prellsteine davor mit dem Kettenwerk; die Häusergiebel halb verbogen. Zur Haustür führen ausgetretene Steinstufen hinauf, und allerlei verwitterte Barockschnörkel ziehen sich über den Türfirst hin. Die Fenster so trübe von lauter Staub und Geschäftssorgen! Denn, wo Sorgen sind, schwindet die Sorgsamkeit. Und hinter all den Fenstern hocken die Buchhalter, Kommiss und Lehrlinge auf Böcken vor dem gräßlichen Rechenbuch. Kurszettel, Kalender und Fahrpläne der Zimmerschmuck. Die Boten laufen; Telegramme fliegen. Der Chef kneift die Lippen und zieht die Uhr: er muß an die Börse! Zeit ist Geld; der Geschäftstag kann keine Minute entbehren. So geht es hier täglich mit Gewinn und Verlust wie Ebbe und Flut. Die Gesichter wechseln; die Arbeit bleibt. „Oho!“, jauchzte es in mir; „ich bin frei, frei! und ihr kriegt mich nicht. Niemand kann mir befehlen, und ich kann alles aus mir machen!“

Der Sturm nahm zu. Er liebt es durch Hamburg hindurch zu fegen. Ich aber bog noch zum Hafen ab, an Fleeten und an der Katharinenkirche vorbei, weit bis zu den „Vorsetzen“. Schuten und Jollen schoben durchs Wasser hin und her. Ketten rollten. Aus den Schuten hoben sich Lasten bis in die Giebel der Packhäuser und Speicher. Der mächtige Kran dreht sich, senkt den Eisenschnabel wie ein Kranich und hebt Ballen, Säcke und Tonnen aus dem Bauch des Frachtdampfers, der in dem trüben Wasser steht wie ein schlafendes Ungetüm. Ist es Jute, Baumwolle oder Kopra? Ich aber dachte: meine Ware ist eine andere Ware. Ich werde sie an den Universitäten finden, und die Professoren, die auf den Kathedern stehen, sind die Krane, die, was sie haben, in mich verladen.

Da dröhnte es vom Kehrwieder her, von der Hafenbatterie. Kanonenschüsse, die Hochwasser meldeten! Der Sturm treibt das Elbwasser stromauf, und unzählige Keller sind bedroht. Aber der Hamburger Bürger ist tapfer, greift zu und rettet und fragt nicht viel nach Regen und Wassersnot. Es ist doch famos, ein Hamburger zu sein, das fühl' ich, und ich bleib' es von Herzen, auch wenn ich, wer weiß wie bald, aus Hamburg gehe. Was aus mir wird, ich ahn' es nicht. Einerlei, ob als armer Poet oder Notenkleckser, ich will versuchen, ihm Ehre zu machen!

Das ungefähr war es, was ich dachte, und das gelobte ich mir. Es war auch so etwas wie Sturm und Hochwasser in mir selber.

Der erste große Konflikt meines Lebens schien so auf das günstigste erledigt.

Merkwürdigerweise wurde beschlossen, daß ich als Vorbereitung zum Gymnasium noch ein ganzes Jahr in der Schleidenschen Schule blieb, um da bei Dr. Hallier das nötige Latein und Griechisch zu treiben. Es war mir ja eine Freude, noch unter dem Einfluß der Lehrer, die ich verehrte, zu bleiben. Aber der Unterricht in den alten Sprachen war da bei weitem nicht intensiv genug, er konnte es nicht sein, und entsprach also nicht seinen Zwecken; denn ich mußte schnell voran. Das sollte sich bald herausstellen.

Mein Christentum

Der Abschluß dieses letzten Jahres, in dem ich der Kaufmannsschule angehörte, nahte heran, im Jahre 1867. Da war ich noch einmal, das letztmal, auf Helgoland, und alle meine schönsten, lebendigsten Erinnerungen an dieses Eiland, das wie ein Korallenriff aus der Nordsee und Mordsee aufragt, fließen her aus diesem letzten Aufenthalte. Schon allein der Geruch nach Teer und Seetang: wo immer ich ihn später

noch roch und heute noch rieche, bin ich in meiner Phantasie auf Helgoland und sehe die Planken der Fährboote und Holzhäuser frisch geteert und die Fischernetze, in denen der Seetang hing. Auch für meine liebe Mutter war es leider die letzte der fast alljährlichen Badereisen, an die sie gewöhnt war. Der Aufenthalt erwies sich fortan als zu kostspielig. Mit etlichen Kindern und einem Dienstmädchen, das uns bediente, mußte sie allemal vier, ja, fünf Stuben mieten. Es geschah auf dem „Unterland“ bei lieben Leuten, zu denen sie immer wiederkehrte.

Ich erzähle nichts weiter davon: wie reich an Abwechslung und fesselnden Eindrücken solch Badeleben besonders für die Jugend ist, kann jeder sich selber sagen; und nun gar auf jener Insel, dem Felsenwrack, das fest vor Anker liegt, von der nagenden Salzflut zerklüftet. In der sog. Krebsuppe badet man da wohl heute noch, wenn zur Düne die Überfahrt untunlich ist; und das Eiland ist auch noch immer so baumlos wie einst und hat dabei trotzdem noch immer zwei „Alleen“, für die es keine Bäume braucht. Die eine ist die Lästerallee; denn wenn der Dampfer neue Reisende bringt, die in Booten ausgeschifft und wie Bagage ans Land gesetzt werden, müssen die Ankömmlinge, seekrank, wie sie sind, ihr Leidensgefühl hindurch durch die Doppelreihe der Badegäste tragen, die voll Neugier sich aufpostiert haben und sich an ihrem grauen Elend weiden. Die andre Allee aber ist die Kartoffelallee; denn die ganze Fläche des „Oberlandes“ ist mit Kartoffeln bepflanzt, durch die man, wenn der Abend naht, zu wallfahrten pflegt, um an der Nordwestspitze der Insel den glutvollen Sonnenuntergang zu erleben. Auch die See selbst scheint da wie schmelzendes Gold zu glühen, und ich begreife, daß ich als Kind glaubte, daß das Meer jedesmal kocht und aufzischt, wenn die Sonne darin untertaucht.

Ich war dort im richtigen Ausland; denn wir sahen die englische Flagge wehen, lernten auch den englischen Gouverneur kennen (der übrigens so unauffällig sich benahm, als wäre er

auch nur ein Badegast). Dies geschah durch Vermittlung des vielgelobten Badearztes von Aschen und seiner herrlichen jungen Frau Anna, die uns seitdem zur treuen Freundin wurde und die heute noch, im Jahre 1929, in ihrem 93. Lebensjahre mit uns Erinnerungen an jene goldenen Zeiten pflegte.¹

Daß Helgoland deutsch geworden ist, war allerdings für das erstarkende Deutsche Reich ein unschätzbare Gewinn; die Insel aber, einst so idyllisch weltentrückt, ein harmloser Schlupfwinkel plätschernder Müßiggänger, wurde damit zur Bastion und zum gepanzerten Kriegsobjekt, und wenige spüren wohl heute noch jenen Märchenschimmer, der es umgab, als der gräßliche Haß der Nationen Europa noch nicht entzweite.

Die Seele hatte sich noch einmal ausgeweitet, der Körper sich mächtig erfrischt. Wie betrübt war ich, als der Dampfer uns wieder nach Hamburg zurücktrug! Warum so eilig? Seine Räder warfen sich um, als hetzte sie der Teufel.

Da war schon die Elbmündung. Sie ist zunächst noch unabsehbar breit; aber der Wellengang wird zahmer und zahmer; das Meeresgrün färbt sich lehmig gelb; und da kommt schon Cuxhaven in Sicht mit der hamburgischen Landherrschaft Ritzebüttel! Wie philiströs das klingt! Ritzebüttel: es ist der Name, über den wir schon als kleine Kinder lachten. Immer enger wird der Strom zwischen seinen Ufern, immer knechtischer, straßenhafter, eine Fahrrinne für den Handel, und man hat Auge für nichts. Auch das schmucke Blankenese, Flottbeck, Övelgönne, wo die reichen Villen der Hamburger liegen, wie unscheinbar ist das alles, vom Schiffstrand aus gesehen! Das Dampferrad dreht sich zum letzten Male. Die Landungsbrücke dröhnt unter unserem Schritt. Die Träger stürzen an Deck. Das Gepäck rollt an Land, und die Kutsche fährt uns

¹ Sie sollte dies lesen und war mit ihrem lebhaften Geiste auf dies mein Buch gespannt; da hat, bevor der Druck fertig, ein sanfter Tod sie rasch hinweggenommen.

in langsamem Trott zurück zum Besenbinderhof. Da sind wir. Was nun?

Der Herbst setzt bald ein. Auf die Ausspannung soll wieder die Anspannung folgen, und sie wird anders sein als bisher. Die Kindheit ist endgültig vorbei. Ich war schon beim Geistlichen angemeldet, und die Konfirmationsstunden sollten beginnen.

*

Sie begannen, und ich sollte den Dogmen der Kirche und der Person Jesu, des Erlösers, näher treten. Die Hauptstücke des protestantischen Glaubens steckten längst fest im Kindergehirn. Jetzt stand ich im sechzehnten Lebensjahr und war alt genug, um selbständig zu denken. Aber meine Gläubigkeit war vollkommen; keine Spur von Zweifel regte sich. Also galt es, die Sachen, die das Allerheiligste angingen, ernst zu nehmen, und ich tat es mit Inbrunst. Man muß aus dem, was man glaubt, die Konsequenzen ziehen.

Pastor John, Hauptpastor an St. Petri, war im Jahre 1865 gestorben (sein Name spricht sich nicht wie der Vorname meines Bruders englisch aus). Er war bisher Seelsorger und Berater unserer Familie gewesen. Seinem Amtsnachfolger Wolters wurde ich anvertraut. John war eine erste Größe unter der Geistlichkeit Hamburgs gewesen, der Gottesmann, wie mein Vater ihn nannte: sanft im Ton, aber herbe in der Lehre. Die Sündigkeit des natürlichen Menschen war das A und O. Dessen erinnere ich mich noch; auch gebot er uns, beim Kirchgang das Gesangbuch offen einherzutragen und nicht in der Tasche zu verstecken, zum Zeichen, daß wir uns nicht schämten, Christen zu sein, und wir folgten sämtlich der Vorschrift.

Sein Nachfolger war gleichen Geistes, dazu ein grundgelehrter Herr mit akademischem Zuschnitt. Auch sagte mir sein Unterricht zu. Als Kanzelredner war er jedoch minder begabt, und wir pilgerten an den Sonntagen oft weit hinaus

zur Ansgarkapelle, wo eine andre Größe wirkte, Wilhelm Baur (Bruder des Leipziger Theologieprofessors Gustav Baur). Für ihn war besonders mein guter Bruder John begeistert, und auch später noch hab' ich ihn treulich dorthin begleitet. Sogar meine Mutter fuhr einigemal dorthin; wir gingen zu Fuß; für John war es eine gewaltige Anstrengung. Sein linkes Bein war etwas zu kurz. Beim Gehen bog sich der linke Fuß und Schenkel einwärts; der Körper schaukelte bei jedem Schritt sonderbar nach derselben Richtung. Mit zäher Willenskraft überwand er das Hemmnis.

Der weite Weg aber war stimmungsvoll in der Sonntagsfrühe, und Hamburg zeigte sich uns in seiner Schönheit: von unserem Haus durch die hochwipfeligen St. Georger Alleen und die anmutig parkartigen Wallanlagen beim Steintor, weiter durch die altmodische Spitalerstraße und an der Petrikirche vorüber durch die Bergstraße zum Jungfernstieg, gleichsam in die Lichtzentrale des Glanzes, wo das weite Becken der Binnenalster, von vornehmen Häusern umrahmt, sich auftut und eine freie, wasserdurchströmte Landschaft sich gleichsam in das Herz der Großstadt drängt. Dabei die Straßen so sonntäglich still, alle Ladenfenster geschlossen, als wollten die Juweliere und Modegeschäfte durch ihre Prunkauslagen die Andachtstimmung der Kirchgänger nicht stören. Vom Petriturm, dessen Wiederaufbau damals noch unfertig, hallten die Glocken. Wir aber mußten weiter, weiter zum Gänsemarkt (wo die drohende Statue Lessings, die man dort heut sieht, noch fehlte, des Mannes, der gewagt hat, Hamburgs Orthodoxie zu bekämpfen) und den Valentinskamp entlang, bis wir Menschen in dichten Haufen strömen sahen. Sie strömten durch den engen Seitengang zur Kapelle, die unser Ziel. Dem heiligen Ansgar ist sie geweiht, der einst, im 9. Jahrhundert, Missionar des Nordens und Hamburger Bischof war.

So waren wir gut eine Stunde marschiert. Wehe, wenn man zu spät kam! Kein Sitzplatz zu haben? Drangvoll war

alles, und es galt dann $1\frac{1}{2}$ Stunden stehend zuzuhören und dann noch für den Rückmarsch rüstig zu sein. Gesänge, Liturgie, Predigt und wieder Gesänge; es war das Übliche, aber es dehnte sich. Schon die zahlreichen Gesangbuchnummern an den Wänden verkündeten: es wird lange dauern; denn von jedem Choral wurden immer alle Verse gesungen. Langwieriger noch, vom Altar her, das Glaubensbekenntnis, die Responsorien und die schwerverständlich düsteren Texte aus den Propheten.

Eine Erfrischung, ja, Elektrisierung, wenn der Prediger endlich die niedrige Kanzel erstieg, die schwere Bibel in der Rechten, und die Stimme erhob mit dem Anruf der Gnade Gottes: ein Redner, jung noch und bartlos, aber von schwer lastendem Ernst überschattet, als hinge ein Wolke über ihm, das dunkle Haar glatt zurückgestrichen, das schwarze Auge warm glühend aus seinen Augenhöhlen. Ein Prophet in härenem schwarzen Talar, lutherischen Glaubens: die Stimme wohl lautend, der Sprechton schlicht natürlich von Mensch zu Mensch, oft aber auch überraschend schön und dichterisch. So griff er ans Herz und konnte ein Geschöpf wie mich erschüttern. Denn er war ein Mann des Angriffs und nicht der Schonung, der Gekreuzigte seine Waffe, unsre Sündigkeit und wieder Sündigkeit die Anklage, Buße die Forderung. Er mußte es wissen; ich glaubte ihm alles und kam reich belohnt nach Hause. Nichts aber war für mich lieber, als hinzuhören, wie da mein guter Bruder, wenn die Orgel intonierte, sich die Seele aus dem Herzen sang.

Aber diese Predigten warfen mich schließlich in die höchste Erregung, die in dem ganzen Winter nicht zur Ruhe kam, ja, sich immer mehr steigerte, und ich dachte an nichts mehr als an Sünde, Sünde und Erlösung. Beides mußte doch auch mich selbst betreffen. In den Konfirmationsstunden wurden u. a. auch schriftliche Arbeiten gefordert; da schrieb ich, eingelebt in Paul Gerhardt oder Zinzendorf, im Kirchenstil fromme Gedichte, eins nach dem andern, und reichte sie ein: betitelt

„Die Beichte“, „Am Tisch des Herrn“, „Jesu Opfer“, setzte auch Bibelsprüche wie aus Psalm 37 („Befiehl dem Herrn deine Wege“ usf.) in Verse um. Und meine Sünden? wo waren sie? Ich suchte danach mit Angst, und das wurde zur Folter.

Es war die Zeit, wo beim Jüngling die geschlechtlichen Regungen beginnen. Über sexuelle Dinge war ich rechtzeitig und in verständiger Weise aufgeklärt worden; aber die Zustände mit ihrem Reiz und ihrer Pein, die nun einsetzten, erschreckten mich. Jeder Andere meines Alters erlebte natürlich dasselbe, aber keiner sprach davon, und ich war auf mich angewiesen. So hielt ich dies für ein schweres Laster; ich hatte meine Sündhaftigkeit, die Erbsünde, entdeckt, die Knechtschaft des Fleisches, und warf mich zu Boden unter Tränen in der Einsamkeit mit dem Gebet um Hilfe, die nicht kam. Es endete damit, daß ich zum Vater ging und ihm meinen Fall, den Sündenfall, bekannte. Der beruhigte mich gleich, hieß, um mich völlig zu beruhigen, auch den Hausarzt, Dr. Sonntag, mit mir reden, und ich war befreit und glücklich, eine Erlösung, die mir also auf ganz trivialem Wege kam, und so frage ich mich oft, ob jene schroffe Sündenpredigt, wie sie von den Kanzeln kommt, wirklich heilsam, ob sie pädagogisch richtig ist. Sie kann erregbare Gemüter in die heillosste Verwirrung stürzen.

Mein religiöser Betätigungsdrang aber wirkte weiter. Da war die Fußwaschung, die Jesus vollführte, und er forderte das Dienen. Soll man es nicht auch damit ernst nehmen? Wozu sonst ist man Christ? Ich suchte nach Gelegenheiten, fand aber nichts, was mir genügte. Da sah ich eines Tages, wie drunten am Klostertor ein ältliches Weib daherkam, die einen riesigen Korb voll Wäsche schleppte. Da hatte ich es. Der Weg stieg etwas an, und sie stand erschöpft; da faßte ich rechts an, sie links, und so ging es zu meiner Freude erst langsam, dann schneller voran, zunächst bis in die Nähe unseres Hauses. War es nun genug? Nein. Ich ließ nicht los und trug die Wäsche mit ihr weiter, weiter, bis nach

Borgfelde hinaus, wo sie mich endlich flehend, ja, mit einem Ton verabschiedete, als sei ich nicht ganz bei Trost und sie hätte meine Hilfe gar nicht gebraucht. Ihr war die Sache peinlich gewesen, und ich meinerseits schämte mich, daß sie auch mir bald peinlich geworden war; denn Freunde waren mir begegnet, vor denen ich rot wurde, da sie mich ansahen, als dächten sie, ich wollte mir wie ein Dienstmann Taschengeld verdienen.

Und nun Jesus Christus selbst. Es heißt, man soll ihn erleben. Läßt sich das nicht wahr machen? Und war er nicht nach seinem Tode seinen Jüngern leibhaft erschienen? Es kam dahin, daß ich hartnäckig oder kühn verwegen, um seiner gewiß zu sein, dasselbe forderte und auf den Knien flehte, er wolle auch mir erscheinen. Ich ließ davon nicht ab und suchte mich qualvoll inbrünstig ins Visionäre, in Trancezustände hinaufzubeten, die meiner Natur sonst durchaus fremd sind.

Beruhigter war ich erst nach meiner Konfirmation; aber auch da noch lebte in mir dieselbe Sehnsucht: ich will ihn schauen! Im Frühling kam ich in die holsteinische Schweiz und an den zauberisch schönen Ukleysee, stand da in der Abenddämmerung einsam am Ufer; der Mond warf traumhaft silberne Lichter auf den dunklen waldumkränzten See, und Phantastik, eine schwebende Stimmung kam über mich. Es war ein Rufen in mir, das ich hernach in Worte faßte. Zeige dich, schrieb ich,

Zeige dich selbst
 Hier in der einsamen Nacht
 Meinem Verlangen.
 Heiland, wandle
 Lichten Gewandes
 Über des Sees
 Tragende Flut
 Wunderumleuchtet,
 Wandle,
 Daß ich betend hinsinke,

Selig gewiß,
Betend vor Dir in den Staub.

Ich habe, was ich da schrieb, mir aufgehoben. Aber das Rufen war wieder vergebens, und die Verse schlossen diesmal ab mit dem Verzicht für immer:

Wende den Schritt.
Denn ahnen allein,
Glauben nur kann das Ewige
Der sterbliche Mann,
Glauben, daß einst er es schaut.

Ich kehrte also, einigermaßen verständig, zu dem zurück, was auch die Weltweisen lehren, daß, wo das Wissen versagt, uns das Ahnen bleibt und das Glauben.

Es bleibt uns freilich noch ein drittes: der Zweifel. Aber ich wußte noch nichts von ihm.

Die Geschichte vom Bruder Otto

Ich wende mich jedoch zum Jahre 1867 und zu dem, womit ich begonnen, zurück. Mein Vater trug damals wieder schwer an seinen Geldsorgen. Das Geschäft war zeitweilig tot. „Verlaß, o Herr, den alten Fritz nicht,“ schrieb er in sein Tagebuch.¹ Dieser Seufzer half dann wirklich für die nächste Zeit, und der Getreidehandel ab auswärts belebte sich wieder, so auch sein Mut, und er machte, als Weihnachten nahte, mit uns die übliche Domwanderung. Er ahnte nicht, was bevorstand, und ebenso heiter verlief dann auch noch das Weihnachtsfest selbst.

„Dom“, so hieß und heißt der große Hamburger Weihnachtsmarkt, und jedes Stadtkind weiß gewiß, woher der seltsame Name kommt. Gleichwohl sei hier das Nötige angedeutet. Am Speersort stand vormals die gewaltige, fünfschiffige Hauptkirche Hamburgs, der Dom, der jedoch

¹ Unter dem 28. April 1867.

nicht der Stadt, sondern dem Domkapitel gehörte. Darum trat er seit der Reformation außer Dienst, verfiel und wurde im Jahre 1806 endgültig abgebrochen. Vor ihm befanden sich Kreuzgänge mit Gewölben, die Domhalle genannt, die schon früh dem Warenhandel, dem Markt, insbesondere dem Christmarkt diente, den man nun volkstümlich den „Dom“ nannte. Denn auch in die leere Kirche selbst hatte sich der Handel übertragen, und auf den Grabsteinen der alten Mönche und Ritter hockten dort Verkäufer von heißen Würsten und Schankwirte, die Grog und Punsch brauten. Erst im Jahre 1802 wurden durch Reichsdeputationsbeschluß die Besitzungen des Domkapitels an den Hamburger Staat übertragen und erst seit dieser Zeit hat sich dann der Christmarkt, Dom genannt, allmählich weithin über die Straßen und Plätze der Stadt ausgedehnt; auf dem Platz der abgebrochenen Kirche aber wurde die Hamburger Gelehrtenschule, das Johanneum, gebaut, das heute noch steht, in neuerer Zeit aber seinen Zweck verändert hat. Es hieß Johanneum nach dem heiligen Johannes, dem der Dom einst geweiht war.

Für meinen Vater war es immer noch ein Gaudium, mit uns Jüngsten in den Dom loszuziehen. Es war ein „Strömern“. Abends 7 Uhr zogen wir aus, mitten in die Menschenmassen hinein, die sich in den Straßen drängten. Weithinaus ging es bis zum Heiligengeistfeld, wo das volkstümlich reichste, bunteste Leben brauste, aber auch gegen Eintrittsgeld in feine und künstlerisch ausgeschmückte Festsäle, Apollosaal, Odeon, sowie Sagebiel, wo die Aufmachung besonders blendend und die Riesentannenbäume wie himmelstrebend in tausend Lichtern strahlten. Es gab damals zu solchem Zweck noch echtes Kerzenlicht, das sich vor Freude gleichsam selbst verzehrt, und noch nicht den elektrischen Glühdraht. Welcher Vorzug! Denn nur die offen spielende Flamme ist ein wahres Sinnbild der Freude in uns jungen Menschenkindern, die ihr gleicht, von jedem Hauch bewegt, und langsam wie die Kerze niederbrennt. Wenn dabei gar

das Tannenreis Feuer fängt und knisternd glimmt und flackert, wie zieht da der Würzgeruch der Fichtennadeln beseligend durch die Nase in alle Sinne! Das ist das Wahre.

Überall aber gab es zu schauen, Musik zu hören und zu lachen: Taschenspieler, Flohtheater, Feuerfresser, Fettmenschen, und zu naschen: Benitkringel, Zuckertaler, Waffeln mit Schmalzgeruch. Nichts lustiger als wenn durchs Publikum ein Riesenmensch auf hohen Stelzen geht, als Kranich verkleidet, der uns frech mit seinem langen Schnabel den Hut vom Kopfe nimmt. Das Schönste aber, sich Hand in Hand durch die hellerleuchteten Straßen der Innenstadt zu schieben, um in all den Ladenfenstern die Auslagen zu bestaunen, wo jede Handlung das Neueste, was es gab, und die verlockendsten Sachen zeigte. Wie mancher verwegene Weihnachtswunsch fand erst da seine Geburtsstunde! Nicht nur das; es war erlaubt auch ohne Kaufverpflichtung in die großen Handlungen selbst einzutreten, und mein Vater nützte das fröhlich aus, und wir starrten mit ihm bei Löwengard und Davenport am Neuenwall, den bazarartigen Großhandlungen der Kunstindustrie, alle die Herrlichkeiten an, Kandelaber, Gefäße und Plastiken in Porzellan, Bronze und Edelmetallen, Dinge der ausgesuchtesten Eleganz, zumeist englisches oder Pariser Fabrikat; der Triumph des Luxus.

Unser väterlicher Führer war mit dem ernstesten Vorsatz ausgezogen, diesmal sparsam zu sein und nichts zu kaufen. Aber er dachte an seine Evelina, die zu Hause geblieben, und richtig: schon war er mit dem Verkäufer, der wie ein Baron aussah, in Verhandlung, suchte noch etwas auf den Preis zu drücken, und irgendeine Überraschung war für sie schon gefunden. Denn er schenkte nur gar zu gern. „Es reißt mich hin,“ schrieb er einmal in sein Tagebuch;¹ „ich tue leider mehr als ich sollte, und die Meinigen beanspruchen ja nichts; aber gerade darum geschieht es. Gott wird es mir nicht übelnehmen.“

¹ Unter dem 22. Dez. 1872.

Unausbleiblich war übrigens der Besuch bei Wilm, dem berühmten Konditor in der Knochenhauerstraße, und bei Reese und Wichmann (Speersort 12), wo es die besten Schokoladensachen gab; und so hatten wir schließlich jeder ein Paket unter dem Arm, wenn es per Nachtdroschke nach Hause ging.

Nach dem Herkommen verlief dann auch der nachfolgende Weihnachtsabend reich an Gaben. Die beiden Großmütter durften nicht fehlen, auch nicht Herr Heerup, der Hausfreund. Bruder Ernst pflegte den Baum zu schmücken. Der große Saal, wo der Baum aufgestellt war und die Geschenktische an den Wänden entlang standen, war zunächst verschlossen, und wir harrten, als wären wir noch die fünfjährigen Kinder, artig und erwartungsvoll vor der Doppeltür. Dann pochte der Vater von innen und rief mit drohendem Ton: „Sind die Kinder auch artig gewesen?“ Schallend riefen wir, auch die Großmütter, ja! und die Lichterfreude und die Schenkfreude begann. Natürlich brachten auch wir unsere Quasigeschenke herbei, eine Zeichnung, einen Vers in Kunstschrift oder auch nur das Versprechen, etwas Neues auf dem Klavier zu spielen.

Viel gab es zu sehen; auch das dienende Personal, reichlich beschenkt, freute sich mit, und man bedankte sich von Tisch zu Tisch nach allen Seiten, probierte die neuen Handschuhe an oder die Klinge am Taschenmesser und war durchweg sehr zufrieden, nur unsere liebe Mutter nicht, die unbestechlich wahrheitsliebend, wenn da ein neues Stück Pelzwerk lag oder ein Seidenstoff, mitleidlos sagte: „Nichts für mich, Birt! Den kann ich so nicht brauchen!“ Ihr Birt stand dann wie begossen. So war es fast jedesmal, und das Umtauschen bei den Verkaufsstellen wurde beschlossen.

Dann aber wurde es Zeit, uns auf das Wichtigste zu besinnen. Aus der großen Bibel mit Goldschnitt wurde die schöne Weihnachtsgeschichte in aller Andächtigkeit vorgelesen, und schon klapperten die Teller, und die große Schüssel mit den dampfenden blauen Karpfen unter dem

Cover kam auf den Speisetisch, die delikatsten Apfelkuchen, Friederikens Meisterwerk, hinterdrein; auch dies geschah zur allgemeinen Befriedigung, damit auch dem Magen, dem begehrliehen, die Feststimmung nicht fehle; denn das kleine Naschwerk genügte nicht, selbst nicht die „Stuten und Semmeln“ aus Marzipan, die wir auf unseren Geschenktischen fanden.

*

Das Jahr 1868 hatte begonnen; es wurde März. Da schlug der Blitz ein, und das ganz Unerwartete geschah: Bruder Otto, der verschollene, tauchte plötzlich wieder auf. War es zur Freude oder zur neuen Enttäuschung meines Vaters?

Vor zehn Jahren (im Jahre 1858) war er nach Argentinien ausgewandert. Kräftig und auch reich begabt, wie er war, sollte er im Ausland unter der Aufsicht seines dort ansässigen Onkels sich sein Geld verdienen, sein Leben aufbauen. Wie vielen jungen Deutschen, auch Hamburgern, war das glücklich! Dieser unser Onkel, Herr Chr. Bove, der damals als Estanziabesitzer in La Plata mit seiner Frau, der Schwester meines Vaters, in Buenos Aires lebte, war ein ebenso intelligenter wie wohlwollender Mann. Über meinen Bruder Otto aber liefen von dort schon früh ungünstige Berichte ein.

In der Hauptstadt lebte er allzu munter auf Konto meines Vaters und wurde darum als „Schäfer“ hinaus auf die Pampas getan. Auch da mißliebig, nahm er wieder Geld auf Borg (mein Vater durfte wieder bezahlen), ging aufs Schiff und war plötzlich in Ostindien, Kalkutta. In Moulmaine (Moulmein) in Hinterindien fand er in einem größeren Handelshaus Stellung, tat Dienst im Verkaufsladen, und es schien ganz erfreulich zu gehen, bis er auch da rasch verschwinden mußte; es handelte sich wieder um erhebliche Geldbeträge, für die aufzukommen mein Vater mit Seufzen auch diesmal sich entschloß. Darauf meldete sich Otto aus Hongkong; es war das Jahr 1865. Er brauchte wieder Geld, mein Vater aber sah sich am Ende und schickte nichts mehr. Auf Umwegen erfuhren meine Eltern dann noch, er sei in Manila auf den Philip-

pinen; das war das Letzte. Genaueres fehlte seitdem. Er schrieb nicht mehr und galt nun endgültig als verschollen. Bei allem Kummer fühlte sich mein Vater jetzt doch offenbar entlastet; denn er hatte zwar diesen Sohn verloren; aber es waren noch genug Kinder da, für die er zahlen mußte.

Wir Jüngeren hörten von dem allen nur das wenigste. Aber der Name Otto hatte für uns etwas Unheimliches. Er stand gespenstisch wie ein warnendes Exempel hinter uns, und ich glaube, daraus erklärt sich das ängstlich-biedere Streben in uns allen, oder soll ich sagen, die Gewissenhaftigkeit vor allem auch in meinem Bruder Ernst, das Streben, das, wie ich sagen darf, tatsächlich bestand, den Eltern möglichst wenig Kummernis zu bereiten. Daher der maschinenhafte Fleiß, der uns alle umtrieb, daher aber auch die fast klösterliche Zurückhaltung im Erotischen. Wenn ein vergnügter Mensch unter den Gästen einmal ein etwas freches Wort aus Heinrich Heine zitierte, war es wie ein Erschrecken. Ich übertreibe nicht.

Da kam am 21. Februar 1868 ein Brief Ottos aus St. Helena. Er war an Ernst gerichtet: „Mir geht es schlecht, und ich komme nach Hamburg,“ und am 17. März war Otto wirklich in Cuxhaven in völlig heruntergekommenem Zustand. Als Schiffsjunge auf dem Segelschiff hatte er die lange Fahrt von Manila bis hier gemacht, war an Dissenterie erkrankt, hatte überdies durch Skorbut seine Zähne verloren, eine Erkrankung des Zahnfleisches, die auf See so häufig ist.

Ernst war es, der ihn aus Cuxhaven in ein Gasthaus am Hamburger Hafen brachte und in die Kaufgeschäfte lief, um ihn sogleich von Kopf bis zum Fuß neu zu kleiden. So brachte er ihn in das „Seemannshaus“, das auf der Höhe über dem Hafen liegt. Am selben Abend kamen dort die Eltern zu ihm. Sie fanden ihn scheu und entfremdet, und erst als Ernst wieder dazukam, fand er Worte. Da er gründliche Pflege, Bettpflege brauchte, blieb er dort im Seemannskrankenhaus; es war für solche Zwecke das schönste Krankenhaus der

Welt. Als Schwester Friederike zu ihm kam, schluchzte sie sehr; so entstellt war er.

Erst etliche Tage später wurde er gesprächiger, unsere Besuche häufiger, und so schilderte er eines Abends das Leben, das er in Manila auf einer Plantage geführt, wo er barfuß im blauen Hemde mit der Flinte als Aufseher der Arbeiter umging.

Da sah auch ich ihn zum erstenmal und war ganz gewonnen, entzückt von ihm, der Gewandtheit seines Wesens, der Wärme, mit der er sprach und grüßte, und der Schönheit seiner Erscheinung, die, da er noch blaß und leidend, um so ergreifender auf mich wirkte; er war doch mein Bruder: ein dreißigjähriger, immer noch junger Mann; großgewachsen; das volle Haar dunkelbraun und eben; auch die Augen dunkel, aber mit blauem Schimmer; sie hatten etwas lockendes; die Kopfform schmal wie die meines Bruders Ernst. Da wurden dann herzliche Küsse ausgetauscht. Auch mein Vater küßte den Wiedergefundenen beglückt und schrieb in sein Tagebuch: „er ist gebessert.“

So oft ich konnte, habe ich da an seinem Bett gesessen. Sein Gespräch wurde immer frischer, heiterer und offener, und er erzählte so interessant von den wilden Pferden auf den Pampas, von Indianern, Chinesen, Malayen, von Pantherjagd und Fischfang, von den Sternbildern am südlichen Himmel und von dem berühmten Taufakt, dem keiner entgeht, der den Äquator passiert. Nur von sich selbst erzählte er wenig. Und ich? Schrecklich genug! Ich machte natürlich Verse, ein Gedicht in gräulich moralisierendem Kanzelton, als hätte ich grüner Junge ein Recht, ihm zu predigen. Ich war eben damals als Konfirmand kirchlicher als die Kirche selbst, ein religiöser Fanatiker. Aber mein Bruder Alexander, der damals in Stuttgart am Polytechnikum studierte, machte es nicht viel besser und schickte ihm ein selbstgemaltes Bild, das Jesus darstellte, wie er vom Teufel versucht wird. Was mag dieser kluge, in der Welt herumgeworfene Mensch, dem

tausend Stürme um die Nase gepfiffen, von diesen Produkten unserer Stubenfrömmigkeit gedacht haben?

Gleich darauf folgte, Anfang April, meine Konfirmation, und ich begann sofort die Vorbereitung zu meinem gelehrten Beruf, zum Übergang in die Gelehrtenschule. Es wurde nun auch mit mir bitterernst; es galt unendlich viel nachzuholen; die größte Konzentration war geboten, und ich nahm für lange Zeit, wie ich glaubte, von vielem Abschied, was ich geliebt, was meinen wechselnden Neigungen entsprochen hatte.

Das betraf auch die Freundschaft mit meiner Nachbarin, mit der ich zutraulich und lernbeflissen die Malerei betrieben und auch sonst so hübschen Zeitvertreib gehabt, besonders in Sommerzeiten. Im Übermut (warum es verschweigen?) überfiel ich sie eines Tages im Garten mit meiner Zärtlichkeit, als die bösen Buben, die Nachbarsjungen, dazu kamen und ein albernes Geschrei erhoben, so daß wir Zwei wie ertappte Missetäter auseinander stoben. Es war in Wirklichkeit ja nichts so Gefährliches; denn da waren wir vierzehn- oder fünfzehnjährig. Nun setzte ich mich fabelhaft ernsthaft hin und schrieb ihr Abschiedsworte, natürlich in Reimen, aus aufrichtigem Herzen, an all das Frohe erinnernd, was wir zusammen erlebt, und ihr Glück für das Leben wünschend.

Am Seemannshaus aber fuhr in denselben Tagen ein Wagen vor. Ich saß mit meinem Vater darin, und wir holten Otto endlich ins Elternhaus. Er war genesen, auch der Zahnarzt hatte ihm geholfen. Seine Seemannskiste kam auf den Kutscherbock. Einen neuen Hut und Schirm hatten wir ihm mitgebracht, und so trat er zunächst wieder in unser Familienleben ein. Er besuchte die Großmütter; aber auch alle andern Verwandten wollten ihn sehen, und man fand ihn gut aussehend und wenig verändert.

Aber es galt ihn schließlich zu beschäftigen, und so schickte ihn mein Vater vier Wochen danach in Geschäften nach Dänemark mit der Erlaubnis, wenn er das Geschäftliche gut besorgt, für ein paar Tage nach Kopenhagen zu gehen.

Es galt dort, bei Slagense an der Küste von Seeland 10000 Tons Gerste in Empfang zu nehmen, die zur Saat für Finnland von der russischen Regierung gekauft worden waren. Das Schiff, das an der angegebenen Stelle lag, um die Ladung aufzunehmen, war noch nicht ladefertig. Da fuhr Otto, statt dort auszuharren, sogleich nach Kopenhagen, ließ Geschäft Geschäft sein und nahm Geld auf, als seine Tasche leer war. Durch Telegramm aus Slagense erfuhr das mein Vater, und gleich war die Enttäuschung da, der Kummer, die tiefste Erregung. Was würde folgen?

Noch etliche Tage blieb der Leichtsinnige weg, indem er von Stadt zu Stadt bummelte und überall auf seines Vaters Namen Geld aufnahm. Eines Morgens kam er dann, anscheinend ganz wohlgenut nach Haus, fand da nur Schwester Friederike vor. Die schickte Botschaft in die Gröningerstraße. Ernst kam und brachte seinen Bruder sogleich fort und in das Seemannshaus zurück. Ihm gestand Otto ganz offen, was er getrieben; was? Man kann es sich denken. Gegen den Vater dagegen zeigte er sich wortlos-stumpf und verdüstert.

„Er will unsern Ruin! Wie ihn unschädlich machen?“ Der Beschluß war schnell gefaßt. Das Haus Godeffroi ließ eben ein Schiff nach Australien laufen. Das Schiff hieß Cäsar Godeffroi.

Ernst brachte seinen Bruder an Bord; es ging im Zwischendeck nach Sidney. Früher deportierte man in Hamburg Sträflinge nach Australien;¹ in diesem Fall war es kaum anders. Meines Vaters Groll war grenzenlos. Meine Mutter aber hatte Otto noch einmal zum Abschied aufgesucht (wüßte ich nur, was sie da sprachen!), und sie suchte ihn auch auszustatten nach besten Kräften. Eine Kiste und noch einen Koffer dazu füllte sie mit Wäsche und mit Kleidern, legte auch zum Ausbessern Nadeln und Zwirn dazu, auch Rum zur Verbesserung des Trinkwassers unter dem Äquator und Madeira gegen Dissenterie.

¹ So im Jahr 1824. Vgl. E. Baasch, Geschichte Hamburgs I, S. 299.

Nach hundertsieben Tagen war Otto in Sidney. Mein Vater hatte Beziehungen dort und bat, auf ihn acht zu geben und ihm in gewissen Abständen Geld zukommen zu lassen. Otto schrieb noch ein paar Mal, dann aber verstummte er völlig. Wir erfuhren nichts mehr von ihm. Ist er dort im „Busch“ früh gestorben oder ist er alt geworden? Wenn er dort das 80. Lebensjahr erreicht hat, so hat er den Weltkrieg, der 1918 endete und in dem auch Australien gegen Deutschland kämpfte, noch mit erlebt. Wie viel hat meine Phantasie sich mit ihm beschäftigt! Es war, als ob aller Übermut unseres Bluts in ihm, dem ältesten und stattlichsten Sohn des Hauses, sich angesammelt, sich ausgetobt hätte. Er war unbändig in seiner Schwäche und fiel für uns alle dem wilden Trieb nach dem Gesetzlosen zum Opfer, der doch nur allzu menschlich ist. Der Apfel ist entwertet, wenn er den Wurm hat; aber soll man ihn selbst darum anklagen?

Die Frage klingt nach Sophismen; aber wo es den Nächsten betrifft, hat man Scheu, den Richter zu spielen.